Oekonomiſches Hand-Lexicon,

worin nicht nur
alles dasjenige,
was zur Führung einer guten Landwirthſchaft gehört,
deutlich erklärt wird,
ſondern wo man auch
das Nöthigſte von Anlegung ländlicher Gebäude,
von
den Krankheiten und Kuren des Viehes,
ſo wie eine gute Auswahl
ſolcher ausländiſchen Gewächſe
an Bäumen, Sträuchern und Kräutern,
welche mit Nutzen anzubauen, und wie dieſelben zu erziehen ſind,
größtentheils durch
vieljährige praktiſche Erfahrung beſtätigt,
beſchrieben findet.

Herausgegeben
von
C. H. Meisner.

Zweyte, ſtark vermehrte Auflage in drey Bänden.

Dritter Band.

Leipzig,
in der Sommerſchen Buchhandlung.
1804.

A.

Aas, das, das Luder. In Fäulniß übergehendes Fleiſch geſtorbener Thiere. Pferde und Rindvieh werden vom Abdecker auf den Schindanger gebracht, und iſt es keinem als ihm erlaubt, dergleichen Vieh fortzuführen; für die Entfernung kleinern Viehs, als Schafe und Schweine u. ſ. w., damit ihr Anblick und Geruch niemanden läſtig werde, muß jeder ſelbſt Sorge tragen. Die Pferde und Rinderfelle gehören größtentheils der Regierung. Bey anſteckenden Seuchen muß das verreckte Vieh in einer geſetzmäßigen Tiefe vergraben und mit ungelöſchtem Kalk beſtreut werden, auch außerdem würde es gut ſeyn, alles todte Vieh zu vergraben, und es nicht offen liegen zu laſſen. Beſſer noch wäre es, die Ueberbleibſel zum Nutzen zu verwenden. Wenigſtens giebt die durch ungelöſchten Kalk beförderte Auflöſung einen ſehr kräftigen Dünger. Die Knochen ließen ſich zu mancherley Nutzbarem verwenden. Die im Fleiſche erzeugten Maden wären ein gutes Futter für die wilde Hühnerzucht, wie dieſes von Eckharten ſchon vorgeſchlagen worden. Vorurtheil bringt manches Thier in die Schindgrube, welches noch zur Speiſung der Menſchen anwendbar wäre, z. B. durch äußere Verletzungen getödtete Thiere.

Abbauen, heißt aus einer Landwirthſchaft mehrere machen. Herr von Pfeiffer ſagt ſehr richtig: nur dann erſt könne das Land zum höchſten Ertrage gebracht wer-

den, wenn es mit der Hand beſtellt wird, und nur dann ſey ein Staat übervölkert, wenn kein Raum zu einem Garten mehr ſey. Die Regierung hat alle Urſache, die Zertheilung großer Beſitzungen zu befördern, und alle Hinderniſſe, welche derſelben entgegen ſtehen, zu beſeitigen; aber die Zerſtückelung erzwingen zu wollen, ohne daß eine hinlängliche Menſchenzahl die Veranlaſſung dazu ſey, iſt eine Thorheit leerer Projectmacher.

Abbreviatur, Abkürzung. Der Landwirth, der, ohne gerade Gelehrter zu ſeyn, dennoch gern ſich von dem, was ihn angeht, zu unterrichten ſucht, ſtößt, in wiſſenſchaftlichen Büchern ſo wohl als in Schriften des gemeinen Lebens, ſo häufig auf phyſikaliſche, botaniſche, chemiſche, mediciniſch-pharmacevtiſche, juridiſche und dergleichen Abkürzungen, daß es ihm wahrſcheinlich nicht unangenehm wäre, von der wahren Bedeutung dieſer Buchſtaben und Sylben unterrichtet zu ſeyn. Recepte, in deren Beſitze ſich der Landmann geſetzt, ſind der Apothekerzeichen wegen, für ihn ein wahres Abrakadabra, auf welches er oft mehr Werth ſetzt, als auf das nach der Anweiſung verfertigte Mittel. In Ermangelung eines Buchs, welches ihm dieſe und andere Zeichen erklärt, würde es keine Zeitverſchwendung ſeyn, die Erklärung ſolcher Zeichen, ſo wie ſie zu ſeiner Wiſſenſchaft kommen, ſelbſt in ein Buch einzutragen. Sogar die in Rechnungen, Tabellen und Notaten ſelbſt gewählten Abkürzungen, müßten in dieſem Buche erklärt werden. Man bezeichnet nicht ſelten eine täglich vorkommende Sache mit einem willkürlichen Zeichen. Die Sache kommt in der Folge außer Gebrauch, das Zeichen in Vergeſſenheit, und in einigen Jahren ſieht man ſich in der Verlegenheit ſeine eigne Handſchrift nicht leſen zu können. Ich habe z. B. einen Wirth gekannt, der viele Jahre mit dem türkiſchen Weizenbau ſich abgegeben und den Ertrag unter das Zeichen M. (Mais) eingetragen hatte. Lange waren dieſe Verſuche ſchon

vergeſſen, als er ſeine Tabellen zur Hand nahm, und nur in geraumer Zeit erſt ſich erinnerte, was der Buchſtabe M., den er darinnen fand, bedeuten ſollte.

Abdecker, ſo nennt man denjenigen, der von der Staatspolizey den Auftrag hat, das geſtorbene Vieh auf den Schindanger zu bringen, und Haut und andere noch nutzbare Theile zu Gute zu machen. Man hat das Vorurtheil und den Ekel des Volks an dieſer Beſchäftigung benutzt, dieſe Nahrung mit Unehre zu verbinden, um der Polizei die Aufſicht über den Geſundheitszuſtand des Viehes zu erleichtern, und die ſchädliche Benutzung des Aaſes durch gewinnſüchtige Leute zu entfernen. Dieſe Einrichtung hat aber, wie alle durch Geſetze verewigte Vorurtheile, ihre ſehr großen Nachtheile. Des Abdeckers Ehrloſigkeit berechtigt ihn, ſich wegen dieſer unverdienten Unehre zu rächen, und an ſeiner Seite die Vorurtheile des Volks zu erhalten, daß er ein Mann ſey, der dem Laufe der Natur Feſſeln anlegen könne. Aberglauben wird durch die Schamanenkünſte dieſer Leute erhalten. Der Polizeygeſetzgebung wäre es gar ſehr zu empfehlen, dieſen Theil derſelben beſſer zu organiſiren, und die Finanzbedienten thäten wohl, auf eine edlere Revenue zu denken, als dem Landmanne, der ſein Vieh verloren, noch die Haut abzunehmen.

Aberglaube iſt jede Meynung, welche nicht auf zureichende Gründe gebauet, bey dem Individuo, welches ſie hat, zur Gewißheit übergegangen iſt. Es iſt einmal die Natur des Menſchen, für jede Erſcheinung einen Grund anzunehmen, es iſt ihm unmöglich anders zu denken, und wenn der Grund einer Erſcheinung ihm nicht in einer andern ſichtbar wird, ſo begnügt er ſich endlich damit, den Grund, ohne welchen er ſich die Erſcheinung nicht zu denken vermag, Geiſt, Kraft, Stoff zu nennen. Dieß iſt die Gränze der menſchlichen Vernunft, wer ſeine Einbildungskraft über dieſe Verzäunung hinaus

blicken läßt, der iſt ein Schwärmer, unſchädlich, wenn er ſich an dieſem ſelbſt erſchaffnen Anblicke vergnügt, ſchädlich, wenn er die Schranken, welche die Natur feſtgeſetzt, zu durchbrechen wagt, und ſich in dem der Menſchheit fremden Eigenthume im Beſitz zu ſetzen ſucht. Eine zweyte Eigenheit des Menſchen iſt: eine Reihe gemachter Erfahrungen in gewiſſe Ordnung zu fügen, und unter ähnlichen Umſtänden ähnliche Erſcheinungen zu erwarten, d. h. ſich ein Syſtem zu erbauen. Der uncultivirteſte, ſo wie der gelehrteſte, baut ſich ſein Syſtem, ordnet die Dinge ſeiner Erfahrung in ihm beliebige Fächer, aber thöricht handelt er, dieſe Repoſitur als die einzig mögliche, nie zu verbeſſernde aufzuſtellen, und an ihr einen Koſtenaufwand zu verwenden, der ihn die Wegnehmung oder Veränderung dieſes Fachwerks ſchwer machen könnte. Salomo kannte die Pflanzen vom Yſop bis zur Ceder, aber was iſt er gegen Linné? und was gegen deſſen Nachfolger, welche ſich doch noch immer mit dem linneiſchen Repoſitorio behelfen? Wie lange haben wir nicht der Gottheit aus Erde, Luft, Waſſer und Feuer nachgeknetet, bis Lavoiſier die Elemente zerſtörte, und Worte an deren Stelle ſetzte, die ſich freylich gefälliger behandeln laſſen. Täglich rückt die Menſchheit der Wahrheit immer näher, ohne ſie zu erreichen. Was heute ausgemacht zu ſeyn ſchien, iſt morgen Vorurtheil und Aberglaube. Ich bin weit entfernt, deshalb der Erhaltung des Aberglaubens das Wort reden zu wollen, aber den Stürmern des Aberglaubens bin ich Feind. Wer die Denkungsart des gemeinen Mannes kennt, wer es weiß, wie ſeine Einbildungskraft die heterogenſten Dinge zu verbinden weiß, wer es weiß, wie Glaube auf Autorität, einzelne gehabte Erfahrungen, lebhafte Träume ſich innig in ſeinem Ideengang verweben, der wird es einſehen, wie vergeblich es ſey, die einmal feſtgeſetzten Meinungen durch philoſophiſche Raiſonnements wegdemonſtriren zu wollen.

Schonendes Stillſchweigen bey Allem, was man für Aberglauben hält, höchſtens, bey Aufforderungen, ein deutliches Bekenntniß, daß man nicht an dieß oder jenes glaube, iſt die Pflicht der Aufgeklärten, die, wenn ſie es wirklich ſind, wiſſen ſollten, daß ſie vom Aberglauben nicht frey ſind, weil dieß das Loos der Menſchheit iſt.

Abgaben, Steuern und Gaben. Hierunter wird alles das begriffen, was der Landmann von ſeinem Einkommen an Obrigkeiten und Landesanſtalten abzugeben verbunden iſt, dieſe müſſen alſo in Abzug kommen, ehe der reine Gewinn ausgemittelt werden kann, es iſt daher leicht einzuſehen, wie nachtheilig es ſey, wenn dieſe Abgaben nicht beſtimmt ſind, und willkührlich erhöhet werden können.

Abgang, Abfall, alles dasjenige, welches von einem zu einem gewiſſen Zweck beſtimmten Material übrig bleibt. Es erfordert das ernſte Nachdenken des Landwirths, ſolche Abgänge zweckmäßig zu benutzen, und hierin zeigt ſich die wahre Induſtrie deſſelben. Nicht ſelten beſteht darin der eigentliche Vortheil, wenigſtens wird der Landwirth dadurch in Stand geſetzt, die Hauptwaare wohlfeiler zu veräußern, und dadurch, vor andern, Kundſchaft zu erwerben. Statt daß z. B. der gemeine Landwirth damit zufrieden iſt, ſein Getreide nur ſo zu reinigen, daß es nicht als Ausſchuß verworfen wird, ſo wird der denkende Oekonom den äußerſten Grad der Reinigung vornehmen, den Abgang zur Viehmaſtung verwenden, und eine vor allen geſuchte Waare auf die Märkte liefern — Abgang heißt auch alles das, was von den beſtimmten Vorräthen am Ende eines Zeitraums durch Verzehrung, Verkauf, oder Verluſt ſich nicht mehr vorfindet. Dieſe Abgänge müſſen zur rechten Zeit erſetzt werden, und hierzu beſtändig ein baares Kapital vorräthig ſeyn.

Abgruſen. Man nennt den ſtarken unangenehmen Geſchmack verſchiedener Kräuter und Gemüſe gru-

ſig, er wird dadurch vertrieben, daß man das erſte Waſſer, worin das Gemüſe gekocht worden, abgießt, dieß nennt man abgruſen. In gemeinen Haushaltungen wird dieſe Methode zuweilen verabſäumt, und dieß iſt nicht ſelten die Urſache, daß der Landmann mancher Gegenden einen Widerwillen gegen ſonſt ſchmackhafte und geſunde Gemüſe hat. Dieſen ihn zu benehmen, iſt es nicht hinlänglich, ihn auf das Verſehen aufmerkſam zu machen, die eigenſinnige Hausmutter widerſteht dem Unterricht. Neue ungewohnte Nahrungsmittel lehrt nur die Noth den gemeinen Mann eſſen.

Acciſe. Eine Abgabe der Einwohner eines Landes zur Erhaltung der Staatseinrichtung. Sie beſteht entweder in einer Beſteuerung des Gewerbes, Nahrungs=acciſe, oder in Beſteuerung der Lebensmittel, Conſumtionsacciſe. Beide Arten der Acciſe ſind billig, denn derjenige, der ſich in einem Staate wohl nährt, muß auch gern zu deſſen Erhaltung beytragen, nur wird dabey vorausgeſetzt, daß die Nahrungsacciſe äußerſt mäßig ſey, um den ſchwachen Arbeiter nicht muthlos zu machen, dem kräftigen und fleißigen Arbeiter aber nicht in ſeiner Induſtrie hinderlich zu ſeyn; die Conſumtionsacciſe iſt um ſo billiger, da ſie der einzige Weg iſt, ſelbſt den Bettler und den flüchtigſten Reiſenden zu beſteuern. Sie iſt alſo eine wahre Erleichterung für den angeſeſſenen Bürger. Nur iſt dabey als Grundſatz feſtzuſetzen, daß je nöthiger das Bedürfniß iſt, um deſto mäßiger die Acciſe ſey, damit Ueppigkeit, Luxus und Reichthum das meiſte dazu beytrage. Läſtig und drückend kann dieſe, unter allen denkbaren Abgaben billigſte, durch Art der Einhebung werden, oder auch dadurch, daß ſich Stände oder Perſonen öffentlich oder heimlich dieſer Abgabe zu entziehen ſuchen, letztere heißen Defraudanten, und ſollten im Betretungsfalle nach den Geſetzen beſtraft werden, nur gehört leider zu den Gebrechen der meiſten Geſetzgebungen, daß die darauf

geſetzten Strafen ſo ſchwer ſind, daß ſie entweder nicht in Erfüllung kommen, oder das Glück einer Familie unwiederbringlich zerſtören. Eine leicht organiſirte Erhebung, eine zur Kenntniß der Einwohner gelangende Verwendung und die Entehrung jedes Einwohners, der ſich dieſer Abgabe zu entziehen unternähme, würde gegen Defraudation mehr ſichern, als alle Geld- und Körperſtrafen.

Accord, Accordiren, heißt ſich über den Werth übernommener Geſchäfte vereinigen. Wenn auf der einen Seite der Landwirth nicht vorſichtig genug gegen die übertriebenen Anforderungen der Handwerker und Arbeiter ſeyn kann, ſo muß er auf der andern Seite auch bedenken, daß Noth und dringendes Geldbedürfniß den gemeinen Arbeiter ſehr leicht veranlaſſen, eine Arbeit zu einem Preiſe zu verrichten, wobey derſelbe nicht beſtehen kann. Durch Zufall reiche Leute — aus Unwiſſenheit und durch Mühe zu Reichthum gelangte — aus Geiz, fallen ſehr oft in den Fehler, mit den Arbeitern aufs äußerſte zu accordiren, und dieſe glauben ſich dadurch berechtigt, zu betrügen, wo ſie Gelegenheit dazu haben. So iſt das Verhältniß des Reichen zum Armen. Iſt denn aber die Gewaltthätigkeit des einen nicht ſo ſtraffällig als der Betrug des andern? Ein Landwirth ſoll den wahren Werth der Dinge und Arbeiten, welche er bedarf, richtig kennen und ungefordert ehrlich bezahlen; überlaſſe er es dem Kaufmanne, Handwerker zu drängen und ſich von Bedienten betrügen zu laſſen. Der Landwirth ſey redlich, und glaube an Redlichkeit.

Acker, 1. ein zum Getreidebau vorzüglich beſtimmter Theil der Erdoberfläche. 2. Ein bezeichneter Theil einer zum Ackerbau beſtimmten Erdfläche, z. B. der Acker des N. N. liegt in dem oder jenem Felde, in dieſer oder der Gemeinheit. 3. Ein Stück Land von einer beſtimmten Quadrat-Größe, daher auch ein Feldmaaß, welches in

Ruthen und Fuße getheilt wird. Da Fuße und Ruthen in Deutſchland nicht überall von gleicher Größe ſind, ja auch ein Acker nicht in allen Gegenden gleiche Anzahl an Ruthen enthält, ſo läßt ſich in dieſem Werke nichts beſtimmtes darüber angeben. Ein Landwirth muß indeß nicht nur mit den Maßen ſeines Vaterlandes genau bekannt ſeyn, ſondern auch die Normal-Größen anderer Länder ſammlen, und ſie mit der ihm bekannten vergleichen, damit er Nachrichten fremder Gegenden richtig beurtheilen könne.

Die Beſchaffenheit des Ackers in Anſehung ſeiner Tragbarkeit, ſo wie auch der Zuſtand des Beſitzes giebt demſelben mancherley Namen, als z. B. nach der Haupterde, welche der Stauberde beygemiſcht iſt: Kalk, Lehm, Sand, Thonacker; nach Beſchaffenheit der Feuchtigkeit und Artbarkeit: feuchter, trockner, ſtrenger, lockerer Acker; nach den Früchten, welche er zu tragen beſtimmt iſt: Roggen-, Weizen-, Gemüsacker, oder der Art der Beſtellung nach: Winter-, Sommeracker; oder nach der Beſchaffenheit des Beſitzes: Bauern-, Ritter-, Prediger-, Pacht-, Freyacker u. ſ. w. — Wer könnte den Reichthum der deutſchen Sprache in Verbindung der Nebenbegriffe, mit einem Hauptworte erſchöpfen? dergleichen Zuſammenſetzungen können noch täglich mehrere gebildet werden, und verſtehen ſich von jedem, der die deutſche Sprache verſteht, entweder von ſelbſt, oder müſſen als landwirthſchaftliche Kunſtwörter, unter ihrem Anfangsbuchſtaben erklärt werden.

Ackerarbeit begreift alle diejenigen Geſchäfte, welche die Erzeugung und Gewinnung der veredelten Kornfrüchte bezielen.

Ackerbau beſchäftigt ſich mit der Bearbeitung des Ackers zum Ertrage der Kornfrüchte, und wird fälſchlich als gleichbedeutend mit Land- oder Feldbau angenommen; letztere Worte haben einen ausgedehnteren Be-

griff, und verſteht man unter Landbau alle diejenigen Geſchäfte, welche die Benutzung der Erdoberfläche betreffen, dagegen Feldbau nicht nur den Ackerbau, ſondern die Bearbeitung aller Feldfrüchte unter ſich begreift.

Unſtreitig iſt der Ackerbau das wichtigſte Geſchäft der Menſchen, da dieſelben ohne Gewinnung der Körnerfrüchte nicht den höchſten Grad der Kultur erhalten können, und nur in einem Ackerbau treibenden Staate ſich die mannichfachen Verhältniſſe bilden, welche die Vervollkommnung des Menſchen befördern, übrigens iſt es aber höchſt ſonderbar, der Kenntniß des Ackerbaues einen Vorzug vor den übrigen Wiſſenſchaften geben zu wollen. Wären dieſe unſrer menſchlichen Natur nicht ein eben ſo wichtiges Bedürfniß, als die Erhaltung durch Getreidefrüchte, ſo wäre es wohl leicht erweislich, daß unſre thieriſche Maſchine weit mühloſer, als durch den Ackerbau erhalten werden könne.

Der Ackerbau kann, ohne mit dem übrigen Landbau verbunden zu ſeyn, nicht vortheilhaft betrieben werden, beſonders aber ſteht derſelbe mit der Viehzucht in inniger Verbindung, und kann ohne ſolche nie zu der erforderlichen Höhe gelangen. Der Viehdünger iſt, bis jetzt, das einzige uns bekannte Mittel, den Acker in beſtändigem tragbaren Zuſtande zu erhalten. Alle Verſuche, ihn ganz zu entbehren, ſind bisher, wenigſtens im Großen, vergeblich geweſen. Jeder Acker bedarf zu gewiſſen Zeiten wiederum mit Viehdünger begeilt zu werden, daher iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß der Viehſtand mit dem Ackerbau im gehörigen Verhältniß ſtehe. Dieß Verhältniß zu beſtimmen, iſt eigentlich die große Kunſt des Landwirths, beſtimmte Regeln laſſen ſich darüber aber nicht geben. Klima und Localität modificiren die allgemeine Regel, daß dem Acker nie Fruchtbarkeit genug durch Viehdünger mitgetheilt werden könne, daß man alſo ſeinen

Viehſtand ſo hoch treiben müſſe, als es irgend möglich ſey, ihn zu erhalten.

Ackerbeete, ſo heißen breitere oder ſchmälere Abtheilungen eines Ackers, auf welchen man durch künſtliche Führung des Pfluges die Ackererde auf der Mitte angehäuft, hingegen an den Seiten tief ausgeſtrichen hat. Dieſe Methode, den Acker zu bearbeiten, iſt in naſſen Ebnen nothwendig, um der überflüſſigen Näſſe einen Abzug zu verſchaffen. Je weniger Gefäll dergleichen Acker hat, je ſtrenger und thoniger die Ackererde iſt, um deſto ſchmäler und höher werden die Ackerbeete, welche man auch Ackerrücken nennt, gemacht. Bei gutem Abhang und mildem Boden vernachläſſigt man die Beete ganz, da man durch Abzugsgräben und Waſſerfurchen die Feuchtigkeit hinlänglich in ſeiner Gewalt hat, und die Eintheilungen in Beete verurſachen, daß nicht nur die Fruchtbarkeit der Erde von der Mitte nach den Seiten zu abnimmt, und in den tief ausgeſtrichenen Furchen ganz aufhört, ſondern auch die Ecken, welche die Wendung des Pfluges übrig läßt, ganz unbenutzt bleiben, man müßte ſie denn mit der Hand und dem Spaten dem gepflügten Lande gleich machen. Aus dem hier geſagten ergiebt ſich nun die Regel: daß Beete nur da angebracht werden müſſen, wo ſie nothwendig ſind, uud daß breite Beete vortheilhafter ſind als ſchmale, wo der Landwirth mit beyden einerley Zweck erreichen kann.

In mehrern Gegenden Deutſchlands hat aber mehr Gewohnheit als vernünftige Gründe die Breite der Beete beſtimmt. Hier gereicht es allerdings dem Landwirth zur Ehre, die Sache genau zu prüfen und mit Vorſicht abzuändern, wenn er die Unzweckmäßigkeit einſehen ſollte. Bey dieſer aber, ſo wie bey allen Verbeſſerungen, vergeſſe der Oeconom nie, daß man bey Aenderungen ſelten langſam und bedachtſam genug gehen könne.

Ackerbeſtellung heißt die Beſorgung aller Geſchäfte, welche den Acker zur Hervorbringung und Zeitigung des Getreides fähig machen kann. Zur Ackerbeſtellung iſt weſentlich erforderlich, daß dem Acker hinlängliche Fruchtbarkeit mitgetheilt werde, die Ackererde milde und rein ſey, und der Saame gut, wohl vertheilt und wohl bedeckt der Erde anvertraut ſey. Wie dieſes zu bewirken, iſt der Gegenſtand der Ackerbauwiſſenſchaft.

Ackerdienſte, überhaupt die für Sold verrichteten Geſchäfte des Ackerbaues; insbeſondere diejenigen Dienſte, welche jemand als Bedingung ſeines Beſitzſtandes auf einem andern Acker leiſten muß; ſ. Frohndienſt, Dienſtpflichtigkeit.

Ackereintheilung. Die Ordnung, in welcher die Getreidefrüchte erbaut, und zu mehrerer Beförderung ihrer Fruchtbarkeit, durch den Anbau anderer Gewächſe, oder durch Ruhe unterbrochen wird.

Dieſe Ordnung beruhet entweder auf in empyriſcher Erfahrung begründete Gewohnheit, oder auf die durch Phyſik und Chemie gefundene Natur der Pflanzen, und die entdeckte Fruchtbarkeit der Erde.

Die Natur ſelbſt weiſt uns die Dreyfelderwirthſchaft an, indem ein Theil der Körnerfrüchte im Herbſt, ein anderer Theil im Frühling beſtellt wird, und es dann natürlich iſt, während der Erwartung der Ernte, ein drittes Stück, zum Empfang der Herbſtfrüchte urbar zu machen. Dieſe Eintheilung findet ſich daher urſprünglich auch überall, wo ſich Menſchen vom Halme ernähren. Sie wäre auch ſicher die vollkommenſte, ſowohl wegen der gleichmäßigen Vertheilung der Arbeit, als auch, weil auf dieſe Weiſe die meiſten Körner ausgeſäet werden können, doch lehrt uns eine andre Erfahrung, daß der ununterbrochene Anbau reif abgeworbner Kornfrüchte, den Acker unfruchtbar machen, und daß die Kräfte eines ſo beſtellten Ackers nur durch eine große Menge Dünger erſetzt werden kann,

welchen zu geben, ein Landwirth nur ſelten in der glücklichen Lage iſt. Eine folgende Erfahrung, daß ein noch nie, oder ſeit lange nicht unter dem Pfluge genommener Acker, ſehr viele Fruchtbarkeit zeige, veranlaßte die Meynung, der Acker bedürfe Ruhe, und da die Folgen des dreyßigjährigen Krieges Mangel an Arbeitern hervor gebracht hatte, ſo ließ man im Ertrage nachlaſſende Aecker zu dreſch gehen; das heißt: man bearbeitete ſie nicht mehr, und überließ ſie der Natur. Dieſe nie raſtende Mutter befruchtete aber bald den verlaßnen Acker mit üppig wachſenden Gräſern und Kräutern, und lockte die Habſucht der Menſchen, dieſe Dreſchäcker zu Viehweiden zu benutzen. Bey wieder anwachſender, aber noch immer nicht hinlänglicher Menſchenmenge, verband man die Viehweidezucht mit dem Ackerbau, und ließ nach Verlauf einer gewiſſen Reihe Jahre das Acker ſeyn, was bisher Weide geweſen war, um den bisherigen Acker ebenfalls, wie man ſich ausdrückte, ausruhen zu laſſen. Dieß iſt das Fundament der Hollſteiniſchen und Mecklenburgiſchen Koppelwirthſchaft, die da, wo Mangel an Arbeitern und Conſumenten ſich findet, allerdings den Vorzug verdient. In volkreichen Gegenden, beſonders in England, bildete die Bemerkung, daß kein Acker einer unthätigen Ruhe genieße, ſondern noch immer fähig ſey, andre Früchte zu tragen, wenn er auch Körner in geforderter Menge hervorzubringen unfähig ſey, die Schlagwirthſchaft, und aus dieſer entſtand die Wechſelwirthſchaft, indem man beobachtete, daß, je heterogener die Natur der ſich folgenden Pflanzen ſey, um deſto länger die Fruchtbarkeit der Erde erhalten werde.

Man könnte einen ſehr dicken Band damit anfüllen, wenn man alle mögliche Ackereintheilungen aufzeichnen wollte, und doch würde man nie damit fertig werden, es können hier nur die allgemeinen Regeln gegeben werden; 1) daß man bey der gewählten Eintheilung nie die Abſicht des Ackerbaues, Getreidefrüchte in größtmöglichſter

Menge zu gewinnen, aus den Augen verliere. 2. daß die Mannigfaltigkeit der ſich folgenden Gewächſe die Fruchtbarkeit erhalte. 3. daß die Gewächſe, welche den Viehſtand verbeſſern und vermehren, dem Anbau der Handelsgewächſe vorzuziehen ſeyen, wenn der Vortheil bey letzteren auch noch ſo ſcheinbar ſey, weil die Erſetzung und Vermehrung der Fruchtbarkeit durch Thierdünger allen andern Vortheil überwiege. Alles übrige hängt von örtlichen Verhältniſſen ab, welche nicht nur ein kenntnißvoller, ſondern auch erfahrner Wirth ſorgfältig prüfen und berechnen muß, ehe er ſich zu Aenderungen der bisherigen Obſervanz entſchließt.

Die ſchlechteſte und nachtheiligſte Eintheilung iſt die jetzt faſt überall übliche Eintheilung mit halb geſömmerter Brache, beſonders wenn ſolche mit Erbſen beſtellt wird, da hier nicht nur mehlreiche Kornfrüchte ſich ununterbrochen folgen, ſondern auch die Arbeit unregelmäßig vertheilt iſt, indem die benutzte Brache übereilt zu Winterfrüchten beſtellt werden, und die überhäufte Frühlingsarbeit durch ſchlechte Beſtellung oder zu ſtarken Zugviehſtand beſeitigt werden muß.

Gemeinheiten, und andere, welche ein beſchränktes Eigenthum beſitzen, haben daher nur ſelten, von der Erlaubniß, einen Theil der Brache zu benutzen, reichhaltigen Vortheil gezogen.

Ackererdarten. Mit den Erdarten macht uns die Mineralogie bekannt, und die Chemie iſt allein im Stande, ſie uns rein darzuſtellen. Dieſe ſind daher kein Gegenſtand der Landwirthſchaft. Sie hat es allein mit gemiſchten Erdarten zu thun, und unterſcheidet folgende Arten: Thon, Kalk und Sand. Auf dieſe Erdarten iſt nun auf doppelte Weiſe Rückſicht zu nehmen, erſtens als Sohle oder Fundament der Ackerkrume, oder der vegetabiliſchen Erde, welche unter dem Namen der Staub-

oder Dammerde die Oberfläche bedeckt; zweytens als Beymiſchung der Stauberde.

Ackererde iſt die mit mineraliſchen Erden vermiſchte Stauberde (humus), welche die Oberfläche der Erde bedeckt, und allein fähig iſt, Pflanzen zu erzeugen und zu ernähren. Die Vermiſchung mit mineraliſchen Erden giebt der Stauberde nicht nur Feſtigkeit, und macht ſie mehr oder minder fähig, die empfangene Feuchtigkeit feſtzuhalten, ſondern einige mineraliſche Erden ſind auch geneigt, ſich mit Pflanzen nährenden Stoffen aus der Atmoſphäre zu vereinigen, daher die größere oder geringere Güte der Ackererde. Sonſt ſind die mineraliſchen Erden ganz unfruchtbar; denn der geringe Erdgehalt, welchen die Unterſuchungen der neuern Chemie in einigen Pflanzen gefunden haben, iſt zu unbedeutend, und das Entſtehen dieſer Erden in den Pflanzen zu ungewiß, als daß der Landmann dieſe Beobachtungen praktiſch benutzen könnte.

Man hat ſich Mühe gegeben, die Tragbarkeit der Ackererde nach leicht zu bemerkenden Kennzeichen zu beſtimmen, und dazu bald die Farbe, bald die darauf wild wachſenden Pflanzen gewählt. Dieſe Kennzeichen können dem erfahrnen Landwirth einer Gegend auch zum Leitfaden ſeiner Beurtheilung dienen, aber er würde ſehr irren, wenn er die für ſeine Gegend paſſende Beurtheilung überall anwenden wollte. Die Farbe entſteht nicht ſelten aus metalliſchen Beymiſchungen, welche zur Fruchtbarkeit nichts beytragen, oder ihr wohl gar hinderlich ſind. In Anſehung der ſchwarzen Farbe iſt jedoch im Allgemeinen zu bemerken, daß bey übrigens gleich guter Erde dieſe den Vorzug verdient, weil ſie das Licht verſchluckt, und den Wärmeſtoff an ſich hält.

In Beurtheilung der Ackererde können uns allein chemiſche Unterſuchungen richtig leiten.

Ackergut unterſcheidet ſich von einem Landgute dadurch, daß es dem Beſitzer des letztern überlaſſen iſt, wie er ein ſolches benutzen will, da hingegen ein Ackergut die möglichſte Menge Getreide hervor bringen ſoll, und alle Wirthſchaftstheile nur in Hinſicht der Beförderung des Getreidegewinns genutzt werden ſollen. Eine hinlängliche Anzahl ſolcher Güter ihrer wahren Abſicht gemäß zu erhalten, damit die Einwohner, welche nicht Ackerbau treiben, gewiß ſeyn können, das unentbehrliche Brod für einen mäßigen Preis zu erhalten, iſt die Pflicht der Regierung, denn ſie iſt dafür verantwortlich, wenn die nicht Ackerbau treibenden bey gehörigem Gleiß, Noth an den erſten Bedürfniſſen leiden; es iſt daher die Pflicht derſelben, nicht nur die vorhandenen Acker- oder Bauergüter in dem Beſitze wirklicher Bauern oder Ackerleute zu erhalten, ſondern auch, da die Menge der Menſchen, welche ſich durch Induſtrie nähren, immer mehr zunimmt, die Umwandlung der Landgüter in Ackergüter möglichſt zu befördern.

Ackerſyſtem. Wäre es zur Benutzung des Ackers hinlänglich, denſelben zu bearbeiten und den Saamen hinein zu ſtreuen, ſo wäre nichts leichter als der Ackerbau; aber die Erfahrung lehrt, daß der ſorgfältigſte Anbau, ohne Fruchtwechſel, d. h. ohne Abwechſelung der Getreide- mit andern Früchten, und ohne Viehzucht den Ertrag der Felder vermindert, daß man eine gewiſſe Folgeordnung in den anzubauenden Früchten beobachten müſſe, und ſich nicht auf eine Frucht allein einſchränken dürfe. Bis jetzt tappen wir noch über die Gründe der Fruchtbarkeit im Finſtern, wir können nichts weiter thun, als die Erſcheinungen zu beobachten und an einander zu reihen, um auf dieſe Bemerkungen eine Anordnung zu wagen, von deren Erfolg wir durchaus nicht gewiß verſichert ſeyn können. In der Vorzeit wurde man ſehr bald mit einem Syſteme fertig, nur Schade, daß es den großen Gewinn,

den man davon erwartete, nicht erreichte; jetzt ſcheint man etwas vorſichtiger geworden zu ſeyn, und ſich damit zu begnügen, zweckmäßige Verſuche bekannt zu machen, und jeden Landwirth zur näheren Prüfung aufzufordern, ohne ihm ein Syſtem aufdringen zu wollen. In einem Handlexico iſt nicht der Ort, die verſchiedenen Ackerſyſteme aufzuſtellen, noch weniger ſie zu beurtheilen. Als allgemeines Ackerprincip, zur richtigen Beurtheilung in Anwendung der Syſteme kann man den Grundſatz aufſtellen: daß die Viehzucht mit dem Ackerbaue in ſolchem Verhältniſſe ſtehe, daß man alle drey Jahre das Land mit Dünger unterſtützen könne, weil dieſes bis jetzt das einzige bekannte Mittel iſt, die Fruchtbarkeit des Ackers zuverläſſig zu erſetzen. Bis die Wirthſchaft auf dieſe Stufe erhoben iſt, kann der Landwirth ſeine Nahrung, durch Viehzucht, Handel, oder andre locale Gelegenheit gewinnen, aber durch Ackerbau gewiß nicht. Dennoch muß die Regierung für die Erhaltung des Ackerbaues ſorgen, weil ohne Getreidebau der Staat nur eine precäre Exiſtenz hat; daher iſt es nothwendig, daß der Ackerbauer ſich manche Beſchränkungen gefallen laſſe, und ſeinen höchſten Vortheil nicht nach Willkühr ſuchen darf, ſ. Bauer.

Ackervieh, dasjenige, welches zum Vortheil des Ackerbaues genutzt wird, nicht allein Zugvieh, welches zur wirklichen Beſtellung gebraucht wird, ſondern auch das, welches zur Bedüngung des Landes erforderlich iſt, muß allezeit dem Nutzvieh, d. h. ſolchem, welches durch ſich ſelbſt, ohne Rückſicht auf den Ackerbau, Vortheil gewährt, vorgezogen werden. Z. B. in vielen Gegenden iſt die Schaafzucht gewinnreicher als die Kuhzucht, da aber der Dünger der letztern für den Acker nutzbarer iſt, ſo muß jene dieſer nachſtehen; wo hingegen örtliche Beſchaffenheit dem Schaafpferch den Vorzug gäbe, könnte der höchſte Milchertrag der Kühe dagegen nicht in Anſchlag

gebracht werden. Dieſer Grundſatz iſt vorzüglich wichtig bey Beurtheilung des aus dem Maſtvieh zu hoffenden Vortheils.

Ackerwerkzeuge müſſen in jeder Landwirthſchaft zu jeder Zeit vollſtändig und brauchbar vorhanden ſeyn, überdieß aber ſoll ein Landwirth ein Magazin von überzähligen Werkzeugen ſowohl, als von Materialen zu Conſtruirung derſelben vorräthig haben. Dieſes Magazin halte er aber unter eignem Schloß, und ſey nicht zu willfährig, daraus etwas hervor zu langen, ſonſt wird er die Nachläſſigkeit der Arbeiter beſtärken, auch wird er, wenn er ſich die abgängigen Werkzeuge nicht zu eigner Hand abliefern läßt, bald Hof und Haus mit Trümmern bedeckt ſehen.

Der Luxus der Landwirthſchaft und die Speculation der Künſtler und buchmachenden Landwirthe auf den Beutel des Landmannes, hat die Werkzeuge ins Unendliche vermehrt. Der kräftige Landwirth bedarf dieſer Kunſtwerke größtentheils nicht, und in einzelnen Fällen wird der denkende Landwirth dergleichen ſelbſt erfinden, die den Vortheil der örtlichen Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit haben werden. Ich bin indeß weit entfernt, die Nutzbarkeit mehrerer neuerer Erfindungen zu leugnen, auch iſt allerdings die Bekanntmachung geprüfter Werkzeuge von großem Nutzen; nur muß der Landmann ſie vorher ſorgfältig prüfen, ehe er ſie mit den bisherigen vertauſcht; auch ſollte man ſich nicht damit begnügen, zwecklose und unbrauchbar befundene Werkzeuge in der Polterkammer vermodern zu laſſen, ſondern zum allgemeinen Beſten eilen, die Unbrauchbarkeit mit allgemeinen oder Local-Gründen anzuzeigen, ohne jedoch den gutmüthigen Erfinder zu kränken. Charlatane und gewinnſüchtige Lobpreiſer ſollten hingegen ſelbſt von Obrigkeits wegen verfolgt werden. Der Schaden, den ſie in den Glücksumſtänden des Landmannes anrichten, iſt nicht minder be-

trächtlich, als derjenige, welchen Afterärzte der Geſund-heit zufügen.

Aderlaſſen. Ein gewöhnliches Mittel bey Krankheiten der Hausthiere, auch wohl als Präſervativ bey Veränderung der Fütterung. Wie ehemals bey Menſchen, ſo wird auch bey Thieren die Aderlaß ſehr gemißbraucht, und iſt ihrer Geſundheit nicht ſelten nachtheilig. Abildgaard will ſogar bemerkt haben, daß die Krankheiten der Hausthiere jetzt mehr wie ſonſt auf Aſthenie beruhen, um deſto vorſichtiger ſollte man daher dieſes Mittel anwenden, welches man, wie den größten Theil aller Arzneymittel, bey guter Wartung und geſunder Koſt entbehren kann. Gewöhnlich wird aus der Lungenader, vena jugularis, welche am Halſe liegt, Blut gelaſſen, örtliche Krankheiten können den Thierarzt jedoch veranlaſſen, andre Adern zu wählen, ſo wie der empyriſche Arzt aus Unwiſſenheit und Gaukeley bald dieſe bald jene Ader öfnet.

Adminiſtration, Adminiſtrator. Ein Landwirth, der ein fremdes Gut verwaltet, und darüber Rechnung ablegt, wofür ihm ein gewiſſer Sold beſtimmt iſt, es ſey nun baar oder in Naturalien, oder in einem gewiſſen Antheil an reinem Gewinn. Letztere Methode iſt vielleicht die vortheilhafteſte Art, Güter bewirthſchaften zu laſſen, welche man nicht ſelbſt verwalten kann. Die Pflichten eines Adminiſtrators, ſeine Betrügereyen, und die Mittel, ſich dagegen zu ſichern, würden mich hier zu weit führen. Erzwungene Adminiſtrationen, da zur Sicherheit der Gläubiger Güter verwaltet werden, gereichen gewöhnlich dem Schuldner, dem Gläubiger und dem Staate zum Nachtheil und ſollten nie geduldet werden.

Aehrenleſen iſt an vielen Orten eine Beſchäftigung der Armuth, die bey der Ernte verwahrloſten Aehren und Halme aufzuſuchen. Dieß iſt eine nachtheilige Gewohnheit, da ſie in dieſer ſo nöthigen Arbeitszeit zum müßigen Umherlaufen und Diebereyen reizt, auch die Ar-

beiter veranlaßt, aus mißverſtandnem Mitleiden oder Nachläſſigkeit, die Arbeit minder ſorgfältig zu verrichten. An Orten, wo dieſe ſchädliche Gewohnheit herrſcht, muß ſie freylich aufgehoben, jedoch der Armuth dafür Erſatz gegeben werden, denn ſie iſt im verjährten rechtmäßigen Beſitze. Oder iſt es nur dem Reichen erlaubt, auf Verjährung zu trotzen?

Altentheil, Auszug; Altſitzer, Altentheilsſitzer, Auszügler. Der Bauer, der, bey ſeiner mühvollen Arbeit, die wohlthätige Ruhe doppelt genießt, ſehnt ſich mehr als jeder Andre nach derſelben, indeß ſein erwachſener Sohn wünſcht, eine eigne Nahrung zu erlangen. Dieß iſt die Veranlaſſung, daß der Bauer ſeine Nahrung dem Sohne übergiebt, und ſich aufs Altentheil ſetzt, d. h. ſich aus der Ruſtical-Nahrung nur die zu ſeiner Erhaltung und Pflege nöthigen Dinge vorbehält, ſich der Arbeit ganz oder zum Theil entzieht, und ſie ſeinem Sohne überläßt. So billig es iſt, daß die erwachſenen Kinder ihre Eltern ernähren, ſo werden doch durch dieſe Gewohnheit nicht ſelten ein paar kräftige Arme der Arbeit entzogen, und die Kraft eines jungen Mannes, durch die Erhaltung vieler Mäuler, gehemmt. Die Obrigkeit ſoll daher dieſes Setzen aufs Altentheil nicht anders erlauben, als wenn wirkliche Schwäche die Abtretung nothwendig macht, und mit allem Fleiß darüber wachen, daß der Alte hinlängliches Auskommen, gegen ſeinen Kräften angemeſſene Arbeit, bekomme, der Junge aber keine erdrückende Laſt übernehme. Zu große Bauergüter könnten in zwey und mehrere getheilt, und dadurch die Arbeit erleichtert werden. Wäre aber dieß nicht anwendbar, ſo werden doch bis jetzt noch ſehr wenig Bauergüter ſich finden, welche ſo geringe wären, daß nicht neben und auf ihnen ſich eine Gartennahrung erhalten ſollte, worauf der Altſitzer anzuweiſen iſt.

Anatomie, Zergliederungskunſt organiſcher Körper. Nur, wenn man ſie gehörig kennt, iſt es möglich, in der Thierarzneykunſt Fortſchritte zu machen. Es wäre zu wünſchen, daß Landwirthe, von welchen ich in der Folge zu ſprechen Gelegenheit haben werde, die häufige Gelegenheit benutzten, um ſich mehrere Kenntniß in dieſer Wiſſenſchaft zu erwerben; aber wie viele entfernen ſich mit Ekel, wenn geſchlachtet wird.

Anger, der. Iſt ein trockener, mit Raſen bewachſener Platz, auf welchem das Vieh der Ruhe und der Luft genießen ſoll. Daher Dorfanger oder Gemeindeanger, wenn dieſer Platz einer Dorfſchaft gemeinſchaftlich zuſteht. Dergleichen Anger ſind beſonders da nothwendig, wo die Stallfütterung eingeführt iſt, damit das Vieh nicht nur der Luft genieße, ſondern auch Freyheit habe, ſich zu begatten. Ein ſolcher Platz ſoll in der Nähe des Dorfs, gut verzäunt, und mit ſchattigen Bäumen beſetzt ſeyn. Gut iſt es, dieſe Plätze bisweilen zu verändern, und die bisherigen zum Garten- und Feldbau zu benutzen. Allezeit ſind Anger ſchädlich und tadelhaft, wenn man erwartet, daß ſich das Vieh darauf ernähren ſoll.

Anſchlag. Die Beurtheilung des Ertrages und der Benutzung einer Sache, um darnach den Kauf- oder Pachtpreis zu beſtimmen. Bey Veranſchlagung der Landgüter ſind faſt in den meiſten Ländern Grundſätze geſetzlich angenommen, welche auf gewiſſen Erfahrungen beruhen, und daher ſind dergleichen Anſchläge nicht zu überſehen, ſondern vielmehr ſorgfältig zu prüfen. Der Landwirth weiß indeß, daß die Revenüen eines Landgutes mehr durch ſeine Induſtrie, und durch die Kräfte, welche er verwenden kann, als durch den angenommenen Gehalt des Bodens beſtimmt werden. Oft iſt ein Gut, welches nach geſetzlichen Taxprincipien ſehr hoch im Werthe ſteht, dem Landwirthe weniger nutzbar, als dasjenige, welches im

geringen Anſchlage ſeiner Thätigkeit freyen Spielraum läßt.

Arbeiter ſind alle diejenigen, deren Kräfte man zur Beſorgung eines Nahrungsgeſchäftes gebraucht. **Geſinde**, oder ſolche, welche in Lohne und Brode ſtehen; **Handwerker**, oder ſolche, welche die Arbeiten ihrer erlernten Kunſt für einen gewiſſen Preis liefern; **Tagelöhner**, deren Kräfte zuweilen für einen beſtimmten täglichen Sold genutzt werden. Seitdem der Mißbrauch der Herren, die Herrſchſucht der Fürſten, ein mißverſtandenes Chriſtenthum, die Anwendung römiſcher Sklaverey auf deutſche Knechtſchaft, und die Widerſetzlichkeit und Trägheit der Dienenden, das ſchöne Familienverhältniß zwiſchen Herrn und Knecht zerſtört hat, ſeitdem ſind die Klagen der Herren über die Arbeiter, der Arbeiter über die Herren, ohne Ende. Der Herr erhält nie Arbeit, der Arbeiter nie Sold genug. Dieſe Klage liegt in der Natur der Vereinigung, welche auf gegenſeitiger Bevortheilung gegründet iſt. Ich weiß kein anderes Mittel gegen dieſes die Menſchheit entehrende Uebel, als daß die Herren mit den Arbeitern eine Art von Societätscontract ſchließen, und auf der einen Seite Geldkraft und Induſtrie, auf der andern Körperkraft und Fleiß, auf Kapitalwerth geſchätzt, und der damit erworbene Gewinn redlich pro rata getheilt wird. Nur hierdurch iſt es möglich, daß der Arbeiter Theil an dem Gewinne des Herrn nehme, und ſeine Kraft ohne Aufſicht des Gerichtsvoigts anſtrenge. Nur dann würde es möglich ſeyn, das richtige Verhältniß der nöthigen Arbeiter zur Bewirthſchaftung eines Gutes zu beſtimmen.

Arm ſeyn iſt derjenige Zuſtand, in welchem man nicht ſo viel Vermögen erwerben kann, als man zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe bedarf. In dieſen Zuſtand der Armuth kann man gerathen 1. durch äußere Gebrechen oder durch innere Krankheiten, welche die Arbeit erſchwe-

ren oder unmöglich machen; 2. durch Nahrungsloſigkeit, indem man, bey allem guten Willen, und mit der nöthigen Kraft verſehen, dennoch keine Arbeit erhalten kann; 3) durch Faulheit, indem man ſich nützlichen und erlaubten Beſchäftigungen entzieht. Solche Menſchen heißen Arme, und im letztern Falle, beſonders wenn ſie keinen beſtimmten Aufenthalt haben, Vagabunden. Wenn dieſe Unglücklichen das Mitleiden anderer Menſchen anſprechen, ſo heißen ſie Bettler, und in ſo fern es auf Straßen und an öffentlichen Orten geſchieht, Straßenbettler, wenn ſie nur das Mitleiden weniger beſtimmter Perſonen anrufen, nennt man ſie Hausarme, und wenn ſie ſich in ihrem Elende der Vorſehung und dem Zufalle überlaſſen, verſchämte Arme. In ſo fern der Bettler die Benutzung des Mitleids Anderer als Gewerbe treibt, heißt dieſe Art ſich zu nähren, der Bettel, die Betteley. Der Beytrag der Mitleidigen heißt Almoſen. In einem wohl geordneten Staate muß das Mitleiden nicht unterdrückt, aber der Betteley geſteuert werden. Dieſes geſchieht durch die Errichtung eines Almoſenamts, welches die Beyträge in einer allgemeinen Almoſenkaſſe ſammlet und unter die Bedürftigen zweckmäßig vertheilt. Um dieß zu können ſind Arbeitshäuſer, Armenanſtalten und Armenhäuſer, wie auch Zuchthäuſer nothwendig, um den Arbeitsloſen Arbeit, den Unfähigen Ruhe und Erquickung zu verſchaffen, die Trägen und Unordentlichen aber durch Strenge zum Fleiß und zur Ordnung zu gewöhnen.

Verpflichtete man, mehr als geſchieht, Verwandte und Nachbarn, die Ihrigen im Fall des Bedürfniſſes zu ernähren, ſo würde man hierdurch nicht nur mancher Verarmung zuvorkommen, ſondern auch der Liebloſigkeit, mit welcher oft Verwandte und Nachbarn den ehrlichen Mann übervortheilen und ins Verderben ſtürzen.

Aſche. Braunkohlen-, Holz-, Torf-, Steinkohlen-Aſche. Die Benutzung der Holzaſche zu Seifenſieder- und andern Laugen, und die Bereitung der Potaſche gehört zur Technologie; jedoch darf dieſe Benutzung dem Landwirthe nicht unbekannt ſeyn. Um gute Laugen zu verfertigen, darf die Aſche nicht allzu lange dem Feuer ausgeſetzt ſeyn, ſondern muß bald vom Heerde weg an einem trocknen Orte aufbewahrt werden. Die Art, wie alle Arten der Aſche als Dünger wirken, iſt wohl noch nicht ganz ausgemittelt. Jeder Landwirth muß zuvor die Wirkung prüfen, ehe er darauf Rechnung machen kann, beſonders wenn er die Abſicht hat, Holz- oder Torfaſche bloß zu dieſem Zwecke zu gewinnen. Ausgelaugte Aſche iſt auf nicht gar zu magern Feldern von ſicherer Wirkung. Die Aſche iſt ein ſchlechter Wärmeleiter, daher kann man Fleiſch, Eyer und dergleichen darin kühl erhalten und vor Verderbniß ſichern; auch kann man die Behältniſſe für Koſtbarkeiten, Obligationen und Gelder in Aſche emballiren, um ſie bey entſtehendem Brande vor Feuer zu ſichern. Dieſe Eigenſchaft der Aſche bewirkt aber auch, daß darin verborgene Kohlen lange Gluth erhalten, daher ſey man vorſichtig in deren Aufbewahrung, und bediene ſich dazu feuerfeſter Aſchengruben.

Aſſekuranz, Verſicherungsanſtalt. Brand, Froſt, Hagel, Heuſchrecken und Inſektenfraß, Mißwachs, Viehſterben, Waſſerſchadens-Verſicherungsanſtalten. Die Landwirthſchaft iſt ſo vielen Unglücksfällen ausgeſetzt, daß man dieſe Gefahren durch gemeinſchaftliche Uebertragung ſich zu erleichtern geſucht hat. Der Einfluß ſolcher Unglücksfälle auf den ganzen Staat iſt ſo wichtig, daß die meiſten Regierungen ſich es haben angelegen ſeyn laſſen, dergleichen Hülfsgeſellſchaften zu organiſiren und zu conſolidiren. Deſſen ungeachtet ſcheinen mir dieſe Verbindungen, die Brandaſſekuranzen liegender Gründe etwa ausgenommen, noch ſehr unvollkommen. Die Beurtheilung und

Würdigung des wirklich erlittenen Schadens beruhet auf ſo unſichern Grundſätzen, daß es faſt unmöglich iſt, den Schaden richtig zu ſchätzen, Willkühr, Gunſt oder Abgunſt hat hier freyes Spiel, und iſt um ſo gefährlicher, da bey den unſichern Principien die ſtrengſte Redlichkeit ſich ſelbſt täuſchen kann. Ueberhaupt ſollte man ja bey Uebernehmung eines Geſchäftes die möglichen und wahrſcheinlichen Unglücksfälle in Rechnung bringen, wer dieß nicht gethan, hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und ſein Unglück ſich ſelbſt beyzumeſſen. Dem Landwirthe müſſen bey gehabten Unglücksfällen immer Mittel bleiben, ſich ſelbſt zu helfen, ſonſt verſteht er ſein Handwerk nicht, und überlaſſe ſein Geſchäft einem andern. Nur gegen die Liebloſigkeit, mit der die Menſchen einen Unglücklichen behandeln, iſt der Staat verbunden, ihn zu ſchützen, daher ſollte letzterer eine Sublevationscaſſe bereit haben, um dergleichen Nothleidende nach Beſchaffenheit der Umſtände zinſenlos oder zu geringen Zinſen Kapitalien vorſchießen zu können, welche nach und nach abgeführt werden können und müſſen, und welche auch der Nachfolger, er ſey von welcher Qualität er wolle, abführen müßte. Derjenige, der Geiſt und Körperkraft übrig behalten hat, bedarf keiner Almoſen, und landwirthſchaftliche Aſſekuranzen ſind nichts als Almoſen.

Bau. Die landwirthſchaftliche Baukunſt unterſcheidet ſich von der ländlichen dadurch, daß letztere mit der Zweckmäßigkeit, Schönheit und Kunſtmäßigkeit verbindet. Da hingegen erſtere ſich damit begnügt, bloß die Abſicht des Gebäudes möglichſt wohlfeil zu erfüllen; nur ſie iſt ein Gegenſtand der landwirhſchaftlichen Kenntniß, da man gegentheils zu ländlichen, bequemen und ſchönen Gebäuden, die Hülfe eines kunſterfahrnen Baumeiſters bedarf. Bey landwirthſchaftlichen Gebäuden kommt es nun vor allen Dingen auf die Wahl der Bauſtelle an. Hierzu wähle man einen etwas erhabenen

nicht feuchten Platz, in der Mitte, oder wenigſtens in nicht zu großer Entfernung ſeiner Beſitzungen, man verſäume aber ja nicht, vorher genau zu unterſuchen, ob man die gewählte Gegend durch Quellenleitung, oder durch Brunnen, mit Waſſer verſehen könne, welches hinlänglich zum wirthſchaftlichen Gebrauche und bey entſtehender Feuersgefahr ſey. Bey ſchon vorhandenen Gebäuden entbehre man lieber einige Bequemlichkeiten, als daß man ſich zu partiellen oder totalen Veränderungen ohne die dringendſte Noth entſchließe. Die große Kunſt des Landwirths, ſich behelfen zu lernen, iſt nirgends ſo nöthig, als bey Gebäuden, welche allezeit für das Landgut eine Laſt ſind. Ob maſſiv, von Bruch-, Feld- oder Backſteinen, von Piſé oder Lehm; ob von verſchränkten Balken oder von Zimmerarbeit gebaut werden ſoll? ob die Fächer mit Steinen oder mit Lehmſtacken auszufüllen ſind? oder auf was ſonſt für eine Art die Gebäude aufzuführen, darüber läßt ſich im Allgemeinen nichts ſagen; Localität kann einzig hier entſcheiden. Für Baumaterialien, d. h., für alle diejenigen Sachen, welche zur Aufführung eines Gebäudes gebraucht werden, und für einen ſchicklichen Bauhof muß der Bauherr ſorgen, ehe er ſich mit Bauarbeitern belaſtet. Je koſtbarer und dauerhafter ein Bau iſt, um deſto mehr bedenke man deſſen Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit, ehe man Hand daran legt, aber nicht minder denke man daran, daß ein leichtes, ewig Reparaturen bedürfendes Haus, nicht weniger koſtbar ſey. Man baue nicht zu enge in einander, theils der Feuersgefahr minder ausgeſetzt zu ſeyn, theils, damit man Raum habe, Vergrößerungen an ſchicklichen Orten anzubringen. Ein nach guten Grundſätzen bewirthſchaftetes Landgut muß von Zeit zu Zeit immer Mangel an Raum haben, den Gewinn aufzubewahren, und es läßt ſich noch gar nicht berechnen, wenn wir das non plus ultra der Fruchtbarkeit der Erde werden erzwungen haben; doch iſt

ein Korn- und Heu-Diemen und eine kleine Scheune beſſer, als eine große Scheune und kleine Ernte; das wohl genährte Vieh, womit der Fleiß des Landmannes ſeinen Stapel vermehrt hat, nimmt ſich in einer Barake beſſer aus, als der große Stall von Werkſtücken, in welchem abgehungerte Thiere die Wände lecken.

Bauer. Der ſtädtiſche Pöbel verſteht gewöhnlich unter dieſem Ausdrucke alle diejenigen, welche ſich auf dem Lande ernähren, und nicht zu den vornehmeren und gebildeteren Klaſſen gehören; daher iſt er gewohnt etwas verächtliches damit zu verbinden. Den gebildeteren Ständen darf ich es nicht ſagen, wie fehlerhaft dieſer Begriff ſey, dieſe wiſſen es, daß der Bauer der Inhaber einer Strecke Landes iſt, durch deſſen Beſitz er die Verpflichtung hat, den nicht Ackerbau treibenden Theil der Nation mit den erſten Bedürfniſſen des Lebens zu verſorgen. Dieſe Verpflichtung iſt der Grund, weshalb dem Bauer nicht ſchlechterdings überlaſſen werden darf, das Bauergut nach ſeinem Gefallen zu bewirthſchaften. Er muß einer vom Staate angeordneten Ordnung folgen, welche mit der Ernährung des übrigen Theils der Nation im Verhältniſſe ſteht, er muß daher allezeit in einer Art von Zwang gehalten werden, und iſt der Arbeitsbiene gleich, welche bey der Fähigkeit, Königin zu ſeyn, durch die Erziehung und Ausbildung in der engen Zelle nie zur Vollkommenheit gedeihet, und nichts deſto weniger der nutzbarſte Theil der Nation iſt. In Deutſchlands Ländern und Provinzen findet man Bauern durch alle Grade und Nüançen, von der übermüthigſten Freyheit bis zur erniedrigſten Knechtſchaft. Wenn erſtere durchaus nichts taugt, weil bey gänzlicher Freyheit des Bauers die Staatsregierung für die Ernährung der übrigen Stände nicht haften kann, wozu ſie doch verbunden iſt, ſo iſt letztere unſern Zeiten nicht mehr angemeſſen; weil Herren keine Väter ſind, und weil erwachſene Söhne in unſern verfeinerten Zeiten klüger

ſind als ihre Väter. Ein aufmerkſamer und kenntnißvoller Reiſender könnte vielleicht aus dem verſchiedenen Zuſtande des Bauers in Deutſchland abſtrahiren, welcher für ſie und für den Staat der glücklichſte ſey, aber dieſe Materie würde mich hier zu weit führen. Daß ich für gänzliche Freyheit nicht ſtimme, ſie ſogar mit dem Begriffe des Bauers unverträglich halte, werden meine Leſer wohl bemerken, doch mögen die übrigen Stände wohl bedenken, um meinen obigen Vergleich fortzuſetzen, daß ſie die Drohnen ſind, welche zwar auch ihren Nutzen haben, aber wenn ſie ſich zu ſehr häufen, wenn ſie übermüthig werden, wenn ſie nichts thun, als den Fleiß der Arbeitsbienen verzehren, gänzlich vertilgt werden müſſen, doch noch ein Wort für denkende Arbeitsbienen: Sind die Drohnen todt und vertrieben, ſo wird die Drohnenbrut, wie vorhin, mit gleicher Sorgfalt, ſelbſt von den Mördern ihrer Väter gepflegt.

Baum. Bäume ſind eine Pflanzenordnung, welche, ſo mannichfaltig ſie auch in ihren Gattungen und Arten iſt, ſowohl ihres mannichfachen Nutzens, als auch ihrer ſpäten Benutzung wegen, die Aufmerkſamkeit des Landmanns, ſowohl als des Staatsökonomen verdient. Denn da der vollkommene Nutzen der Bäume, oft mehreren Generationen ausgeſetzt iſt, die Landes-Regierung aber nicht nur der Repräſentant der jetzigen, ſondern auch der künftigen Geſchlechter iſt; ſo iſt allerdings der Staat verpflichtet, dem Eigennutz der derzeitigen Inhaber Schranken zu ſetzen. Wie dieß aber geſchehen müſſe, ohne die Thätigkeit der Beſitzer zu hemmen, dieß iſt eine Frage der Staatsökonomie, die hier zu erläutern nicht am rechten Ort wäre. Für den Privatmann iſt weiter nichts zu bemerken nöthig, als daß er ſich genau in Benutzung der Bäume nach den vorhandenen Geſetzen richte. Die Bäume ſind entweder Waldbäume, welche zur Feuerung, zu Nutzholz und Handelsgut verwandt werden, oder ſie ſind

Obſtbäume, deren Früchte zur Speiſung dienen. Um letztere haben, außer einigen Aufmunterungsgeſetzen, welche theils ohne Kenntniß gegeben, theils ſchlecht befolgt werden, die Regierungen ſich wenig bekümmert; um erſtere vielleicht zu viel, und nichts deſto weniger fehlerhaft. Feuerung und unentbehrliches Nutzholz, iſt zwar die Regierung verpflichtet, jedem Unterthan zu verſchaffen, und dazu müſſen hinlängliche Staatswaldungen und Privathölzer vorhanden ſeyn. Handelsgut darf aber nur da geduldet werden, wo Menſchen-Mangel noch erlaubt, Erdſtrecken der Unkultur zu überlaſſen.

Blume. Welchen Theil der Pflanze man darunter im gemeinen Leben verſteht, darin irrt ſich nicht leicht jemand, der eine Blume geſehen hat. Da es indeß bey den Blumen nur auf den ſinnlichen Eindruck, welchen Färbung und Geruch gewährt, abgeſehen iſt; ſo ſieht man hierbey gewöhnlich nur auf die Blumenblätter, welche die Krone, corolla, bilden; zuweilen wenn die Kelchblätter bunter ſind, überſieht man die Krone; kurz, man ſieht bey den Blumen allein auf äußere Schönheit, und nennt die Blumen, die man hauptſächlich der Früchte wegen ſchätzt, Blüthen.

Von der Blume und ihren Theilen laſſe man ſich in der Botanik unterrichten, über ihren Anbau befrage man den Blumengärtner. Hier fragt es ſich bloß: in wie fern Blumenzucht ein Gegenſtand der Landwirthſchaft ſey? Der Bauer kann ſich damit nicht beſchäftigen, indeß bin ich weit davon entfernt, ihm jeden Genuß, der nicht Brod und Geld bringt, entziehen zu wollen; in ſeinem Garten haben ſich einige Blumen in Beſitz geſetzt, bald eines ökonomiſchen Nutzens wegen, bald weil ſie der Hausmuttter in der Hausapotheke dienen, bald nur ihres ſchönen Anſehns und ihrer leichten Kultur wegen. Letztere Eigenſchaft iſt nothwendig für den Bauer, darum gönne man ihm und ſeinen Kindern dieſe Augenweide, nur hüte er ſich

für Wucherpflanzen, welche ihm ſein Gärtchen verwildern. Der große Landwirth muß den Blumengarten dem Handelsgärtner überlaſſen; ſelbſt der Landmann, der zum erhöheten Lebensgenuß ſein Landgut bewirthſchaftet, hüte ſich für Kennerey, wenn ſein Studium nicht die Blumiſtik iſt. Der Blumiſt wählt einige Blumenarten, als Tulpen, Nelken, Ranunkeln, Aurikeln ꝛc. und läßt ſich meiſt von der Mode leiten. Seine Abſicht iſt, die Spielarten ins Unendliche zu vermehren, verbindet er damit richtige Naturkenntniß und Beobachtungsgeiſt, ſo wäre von ihm vielleicht etwas über den ökonomiſchen Werth der Farben zu erwarten.

Bonitirung. Bonitiren, Abſchätzen, heißt dasjenige Geſchäft kunſtverſtändiger Männer, wodurch der Werth der Feldungen, ſowohl nach ihrer innern Güte und ihrem dermaligen Zuſtande, als auch nach den, unter gewiſſen Umſtänden möglichen Verbeſſerungen, beſtimmt wird. Es unterſcheidet ſich dieß Geſchäft vom Schätzen, (Taxiren) dadurch, daß letzteres bloß den derzeitigen Werth beſtimmt. — Die Bonitirung iſt nothwendig, bey Gemeinheits-Auseinanderſetzungen oder bey gleichen Vertheilungen neuer Ländereyen. Der Boniteur hat ein ſehr wichtiges und ſchweres Amt, von welchem das Glück und die Zufriedenhtit ganzer Geſchlechter abhängt. Seine Pflichten aber aus einander zu ſetzen, kann man hier nicht erwarten. Nur ſo viel: Größe erſetzt nie Güte, und zweytens: bey der Rückſicht auf Verbeſſerungen rechne man nie auf außerordentliche Induſtrie, denn dieſe kann nie geſchätzt werden, ohne ſie zu unterdrücken.

Botanik oder Gewächskunde iſt dem Landwirth unentbehrlich. Bis jetzt iſt es unmöglich, ſich ohne die Terminologie der Botaniker verſtändlich zu machen. Für den Landwirth würde es aber eine große Erleichterung ſeyn, wenn man einem oder mehreren Oekonomen, die zugleich gelehrte Botaniker wären, die Auctorität einräumte,

für die ökonomiſchen Gewächſe deutſche Namen feſtzuſetzen.

Brod, das. Dieſes allgemein bekannte Nahrungsmittel aller europäiſchen Völker erfordert deshalb die Aufmerkſamkeit des Staatsökonomen und des gemeinen Landwirths. Bekanntlich zieht man in Deutſchland den Genuß des Roggen-Brods den andern Mehlſorten vor, und es erhält ſich wie auf dem Tiſch des Landmanns, ſo auf der Tafel des Reichen, nur daß letzterer ſich an andern Speiſen ſättigt und das Brod bald als Würze gebraucht, bald um zu ſcharfe Reize, womit er ſeine Lebensgeiſter in Thätigkeit zu ſetzen meint, zu mäßigen; hingegen der Landmann ſich mit Brod ſättigt, und ſich anderer Nahrungsmittel nur als Würze bedient; daher bedarf dieſer auch weit kräftigeres Brod, welches der Städter dem Anſehn aufopfert. Sein weißes Brod iſt gegen das ſchwarze Brod des Landmanns kraftlos. Die Schale des Korns enthält ein Oel, welches die Nerven in Thätigkeit ſetzt. Um dieſes neben der Feinheit und Weiße des Brods zu erhalten, darf man nur den Brodteig mit abgekochtem Kleienwaſſer durchkneten, wodurch man nicht nur ein kräftigeres Brod erhalten, ſondern auch $\frac{1}{5}$ an Maſſe gewinnen wird. Denen, welche dieſe, in der That ſehr wichtige Entdeckung benutzen wollen, darf ich doch nicht unerinnert laſſen, daß die ſo benutzte Kleie, nun zum Viehfutter unkräftiger wird, ob ſie gleich noch dazu benutzt werden kann. Sollte aber das Roggenöl nicht durch die ſcharfe Behandlung zwiſchen den Mühlſteinen leiden, und dieß der Grund ſeyn, daß ſich der Pumpernickel ſo ſehr durch Wohlgeſchmack und Nahrhaftigkeit unterſcheidet, da hierzu das Getreide mehr gequetſcht als gemahlen wird.

Die Angemenge, um das Brod in Zeit der Noth zu verlängern, ſind wahre Nothmittel, und da bekanntermaßen Noth kein Gebot hat, ſo nehme man in dieſen bö-

ſen Zeiten, was einem das Beſte dünkt; einer der nahrhafteſten und beſten, ſind getrocknete und ordentlich gemahlne Queckenwurzeln. Wenn man ſich zu Angemengen entſchließen muß, ſo verſäume man ja nicht durch Maß und Gewicht zu prüfen, und darnach eine ordentliche Berechnung anzulegen, damit man ſich nicht ſelbſt täuſche, z. B. Gerſtenmehl zu Roggenmehl gemengt, giebt ein viel leichteres Brod, als derjenige glaubt, der nur nach dem Augenſchein urtheilt, und es iſt daher leicht möglich, daß keine Erſparung, ſondern Schaden bey ſolcher Mengerey entſteht.

Bruch, das; ein ſumpfigter Ort. Die darin enthaltene Feuchtigkeit kann davon abgelaſſen werden oder nicht. Im erſten Falle berechne man die Koſten der Ablaſſung, und findet man dabey Vortheil, ſo lege man fröhlich Hand an das Werk. Bey gutem Gefälle bewirkt man den Abfluß durch Abzugsgräben; wo aber das Gefälle fehlt, muß man ſuchen die Thonlage, worauf der Sumpf ruhet, zu durchſtechen, um ſo das Waſſer in die Tiefe zu ſchicken. Beſteht die Oberfläche, wie gemeiniglich aus Torf, ſo muß man vorher wohl überlegen, wie man den Torf brauchen wolle. Ein ausgetrockneter Torfgrund iſt zu nichts nutze, wenn man den Torf ſelbſt nicht zu benutzen verſteht.

Brücke, die. Hier iſt nicht der Ort, von Brücken, welche die Ufer großer Ströme verbinden, ſelbſt nicht von denen, welche auf Landſtraßen angelegt werden müſſen, um die Gewäſſer abzuleiten, zu reden. Sie ſind ein Gegenſtand landesherrlicher Aufſicht und Anordnung. Nur von ſolchen Brücken kann hier die Rede ſeyn, welche über Bäche und Gräben geführt ſind. Die wohlfeilſte und dauerhafteſte Art iſt, Feld- oder Bruchſteine ſo in und über einander zu ſchieben, daß ſie eine Art von Gewölbe abgeben, durch welches das Waſſer fließen kann, jedoch muß der Grund einer ſolchen Brücke feſt ſeyn; iſt aber der

Boden des Grabens Sumpf, oder Trieb⸗Thon, oder Sand, ſo muß man erſt den Grund mit einem Pfahlwerk befeſtigen. Hölzerne Brücken ſind koſtbar und gefährlich, da ſie beſtändig ſchadhaft ſind. Brücken, welche nur kurze Zeit dienen ſollen, können von guten geſchnittenen Bohlen gemacht werden, welche auf Pfählen ruhen, und es iſt gut, dergleichen im Magazine vorräthig zu haben.

Brühfutter. Viehfutter, welches mit heißem Waſſer übergoſſen oder abgebrühet iſt, oder auch wirklich abgekochte Fütterung. Allgemein iſt hierbey zu bemerken, daß dieſe Fütterung gehörig abgekühlt ſeyn müſſe, weshalb es gut iſt, zwey Brühfäſſer zu haben, um das, was des Morgens angebrüht iſt, erſt am Nachmittag zu füttern, des Abends aber das zu ſieden, was am folgenden Morgen vorgelegt werden ſoll. Die Schweine werden allgemein mit einer ſolchen Suppe, Schlampe, Teig bedient; ich finde aber hierbey zu erinnern nöthig, daß man nicht aufmerkſam genug auf das Abkühlen ſeyn könne, beſonders halten die, von außen ſchon kalten Kartoffeln, eine Hitze, welche den gierigen Schweinen unvermeidlich den Tod zufügt. Ob das Rindvieh mit Brühfutter gefüttert werden ſoll? iſt eine beſtrittene Frage. Die Gewohnheit ganzer Länder entſcheidet dafür oder dawider. Meiner Meynung nach wird geſundes Vieh, bey geſundem rohem Futter beſſer beſtehen, als bey angebrühtem, und man erſpart überdieß Feuerung und Mühe; altem zahnloſem Vieh wird hingegen Brühfutter beſſer bekommen. Ueberdieß iſt das Sieden ein Mittel, nahrungsloſe und unſchmackhafte Fütterungen durch eine ſchmackhafte Brühe genießbar zu machen, auch kann es ſeyn, daß die, durch den warmen Trank erſchlaften Gefäße mehr, obgleich nicht beßre, Milch geben.

Buchhaltung, landwirthſchaftliche. Der Bauer kann die Berechnung ſeiner Einnahme und Ausgabe, die Balancirung ſeines Vermögens⸗Zuſtandes, und das

Calcül über Gewinn und Verluſt, ſehr wohl auf Kerbſtöcken und in Thür- und Fenſter-Zargen abmachen. Sein einfaches Geſchäft und ſeine einfache Lebensart erhält ihm ein treues Gedächtniß und einen Scharfblick auf das, was ihn angeht, welches mit Recht die Bewunderung derer erregt, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, den Bauer näher kennen zu lernen. Nur ſehr ſelten wird er für ſich falſch rechnen. Um dieſe Behauptung nicht mißzudeuten, muß man aber wiſſen, daß er ganz etwas anders ſucht, als man oft von ihm erwartet. Der Bauer will in Ruhe leben. Was kümmert es ihn, ob ſeine Felder mehr tragen, ob dieſes oder jenes Produkt reicheren Gewinn geben könne. Ihm genügt, und er weiß es nur gar zu gut, daß man nicht ſeinen Beutel, ſondern ganz andere Börſen durch ſeine Arbeit zu füllen wünſcht.

Der Landwirth, der die Landwirthſchaft kaufmänniſch betreibt, von dieſem läßt es ſich erwarten, daß er hinlängliche Kenntniſſe hat, um ein ſolches Geſchäft zu leiten, und daß er nicht aus kleinlichem Geiz es an dem Perſonal fehlen laſſen wird, welches erforderlich iſt, alles in Ordnung zu halten, vom Hauptbuchhalter an bis auf die Hühnermutter, die für jedes Mandel Eyer einen Knoten am Bindfaden ſchürzt.

Aber der kultivirte Gutsbeſitzer, der, um des Landlebens ganz zu genießen, ſelbſt wirthſchaftet, der nicht den höchſten Gewinn, ſondern den höchſten Genuß von ſeinem Landgute erwartet, oder aus Liebe zum Vaterlande, oder zur Wiſſenſchaft, den höchſten Ertrag erpreßt, ohne merkantile Kleingeiſterey, dieſer hat freylich mehr Schwierigkeit, ordentlich Buch und Rechnung zu halten, zumal da er nicht ſelten der einzige in der Haushaltung iſt, der die Feder zu führen weiß. Für ihn haben wir noch kein Ideal einer guten Buchhaltung. Die bekannten Entwürfe und Tabellen ſind für einen einzelnen denkenden

Menſchen unausführbar. Karl der Große war auch darin ſehr groß, daß er ſich den Eyergewinn ſeiner Meyereyen vorlegen ließ; aber der kultivirte Mann, der die Hühner ſelbſt taſtet, wahrhaftig ſehr klein.

Buchweizen, Heidekorn, polygonum fagopyrum. Eine Getreideart, die um deshalb ſchätzbar iſt, weil ſie im leichten Boden oft ſehr reichliche Ernten giebt, wenn häufige Regen den Boden feucht erhalten. In fettem Boden hört der Buchweizen nicht auf zu blühen, und aus den Früchten wird alsdann nichts, dieſer Fall ereignet ſich auch bey warmen Gewitterregen. Alsdann hat man zwey Mittel, den Buchweizen zu benutzen; entweder, man läßt ihn zu Viehfutter mähen, oder man ackert ihn in der ſchönſten Blüthe unter, und erhält dadurch einen ſehr guten Dünger. Sollte man aber vorziehen, Körner, obgleich in geringer Menge, zu gewinnen, ſo köpfe man den obern Blumenbüſchel mit der Senſe ab, ſobald die untern Früchte zu reifen anfangen, wodurch die üppige Vegetation geſtört wird. Pferde können bey Buchweizen keine ſchwere Arbeit verrichten, ſonſt bekommt er ihnen wohl.

Chemie oder Scheidekunſt beſchäftigt ſich, die Körper zu zerlegen und ihre Merkmale zu beſtimmen; ſie bemüht ſich, das quantitative Verhältniß der Beſtandtheile gegen einander aufzufinden, und durch künſtliche Zuſammenſetzungen die zerlegten Körper wieder herzuſtellen. Wie wichtig daher die Kenntniß dieſer Wiſſenſchaft dem Oekonomen ſeyn müſſe, iſt leicht einzuſehen, da ſie ihm die Wege zeigt, welche die Natur in ihren Erzeugungen nimmt. Indeß kann ich doch den Landmann nicht ungewarnt laſſen, ſich darin nicht zu ſehr zu vertiefen. Chemiſche Unterſuchungen koſten Zeit und Geld, mit denen der Landmann geizen muß, und verleiten, wenn man die Natur zu beſchleichen geglaubt hat, Verſuche anzuſtellen, deren Erfolg nur gar zu oft unſere Hoffnungen über den Haufen wirft.

Coſent. Nachdem das ſtarke Bier von den Malz-Trabern abgelaſſen, wird das Gut noch einmal mit heißem Waſſer ausgezogen und ein Nachbier bereitet, welches unter dem Namen Coſent bekannt iſt. Nicht nur die Polizey-Obrigkeit ſollte darauf ſehen, daß die Bierbrauer dieß Getränk in gehöriger Güte und Menge verfertigten, ſondern jede Haushaltung, welche ſelbſt braut, ſollte davon hinlänglichen Vorrath haben. Bier iſt für den Arbeiter während der Arbeit zu hitzig und berauſchend; hingegen Waſſer unkräftig und ungeſund. Es iſt einmal der Natur des Menſchen nicht angemeſſen, Erzeugniſſe der Natur im natürlichen Zuſtande zu genießen, allein Noth oder Leckerey kann den Menſchen dazu bewegen.

Coloniſt. So nennt man jeden Ausländer, der ſich in einem Lande anbaut, um ſeine Nahrung daſelbſt fortzuſetzen. Die Anſetzung der Coloniſten iſt ein ſchnelles Mittel zur Beförderung der Kultur eines Landes. Sie bedürfen anfänglich einiger Unterſtützung; überhaupt müſſen die Landesbehörden den Coloniſten den Aufenthalt in ihrem neuen Vaterlande angenehm zu machen ſuchen, jedoch müſſen die Erleichterungen, welche man dieſen Menſchen angedeihen läßt, nicht die gegründete Unzufriedenheit der älteren Einwohner erregen; die Behörden müſſen auch genaue Aufſicht darauf haben, daß die neuen Anwohner den gehörigen Fleiß unterhalten und nicht in Armuth gerathen. Die zweckmäßige Anſetzung der Coloniſten iſt ein ſehr gutes Mittel, beſſere Wirthſchafts-Methoden einzuführen, Vorurtheile zu bekämpfen und die Induſtrie der Angeſeſſenen zu beleben.

Dammerde, gemeine Erde, Acker-, Garten-, Moor-Erde, bedeutet diejenige Erde, welche durch die Auflöſung organiſcher Körper entſtanden iſt, und die Oberfläche der Erde, mit mineraliſchen Subſtanzen vermiſcht, bedeckt. Die beyden mittleren Ausdrücke deuten auf ihre

Benutzung, der erſtere ſcheint beſtimmter auf trockne Lage hinzuweiſen, ſo wie der letztere, eine feuchte Lage vorausſetzt. Ohne Beymiſchung von Sand und Thon, würde die Dammerde nicht Feſtigkeit genug haben, die Pflanzen zu erhalten; Kalk und Eiſen, welche zur Ernährung der Pflanzen nöthig ſind, enthält ſie ſelbſt. In Wäldern und auf ungebauten Plätzen, erſetzt und vermehrt ſie ſich ſelbſt durch die ewig wiederkehrende Erzeugung und Zerſtörung der organiſchen Körper; an bebauten Orten, muß ſie durch Kunſt, durch Herbeyführung des Düngers, erſetzt werden, da man den Gewächſen nicht zuläßt, an ihrem Geburtsorte zu verweſen, und das von der Natur Empfangene derſelben zurückzugeben.

Darre, die. Ein dergeſtalt zugerichteter Ofen, daß man auf demſelben etwas dörren könne, insbeſondere zur Dörrung des Malzes, aber auch zum Flachs- und Obſtdörren. Die zu dörrenden Dinge werden auf über den Ofen angebrachte Darrhürden, gelegt, welche von Drathflechten, Blech, Kacheln, oder auch von Bretern und Holzflechten verfertigt ſind. Letztere ſind zum Obſttrocknen vorzuziehen; indeß vermehren ſie die Feuersgefahr, welche zu vermeiden der Landwirth beym Darrgeſchäfte fleißig bedacht ſeyn ſoll. Aufmerkſame Hausväter werden andere Feuerungen auch zum Darren zu nutzen verſtehen, und in kleinen Haushaltungen tragbare Darren von Eiſenblech anzubringen wiſſen, um die unnöthig verfliegende Hitze anderer Feuerungen noch zu gebrauchen.

Deputat. Bekanntlich benennt man ſo alle Naturalien welche man einem Arbeiter ſtatt Sold und Beköſtigung giebt. Es ſcheint als hätte das Setzen des Geſindes auf Deputat Vorzüge vor der eignen Speiſung, und die faulen Wirthinnen wiſſen dieß am beſten ins Licht zu ſtellen. Es iſt aber durchaus nachtheilig; es zerreißt das

letzte Fädchen, welches das Geſinde noch an die Familie des Brodherrn knüpft.

Dienſte ſind Obliegenheiten der Einwohner, welche ſie einer Grundherrſchaft oder dem Staate zu leiſten ſchuldig ſind. Es iſt die Bedingung, unter welcher ſie im Beſitz des Ihrigen ſind, alſo an und für ſich weder unbillig noch grauſam, den Dienſt von ihnen zu fordern, aber die Tendenz der jetzigen Denkungsart macht es zur Klugheitsregel, alles mögliche zu thun, um dieß Verhältniß aufzuheben. Wo nur Eigennutz unſre Handlungen beſtimmt, kann kein Verhältniß dauern, was auf Uneigennützigkeit gegründet iſt.

Dorf, das. 1) Die Wohnungen einer Bauergemeinheit und der Einwohner, welche zu dieſer Gemeinheit gehören; 2) die Commune ſelbſt, welche einer Aufſicht und Ordnung bedarf; daher Dorf-Richter, -Schöppe, -Schulze. Dorf-Ordnung, -Caſſe. ꝛc.

Gar zu eng gebaute Dörfer ſind, ſowohl der Feuersgefahr wegen, als auch, weil die Beſitzer oft zu weit von ihren Feldern entfernt ſind, nachtheilig, und man muß jede Gelegenheit ergreifen, den Dörfern eine hinlängliche Ausdehnung zu geben. Einzeln gebaute Wohnungen ſcheinen indeß nur von lokalen Umſtänden begünſtigt zu ſeyn, da die nachbarliche Hülfe ein ſehr weſentlicher Vortheil der näheren Verbindung iſt.

Dreeſch. Dreeſchland. Unbebautes Land, auf welchem einer oder mehrere das Hüthungsrecht haben. Hollſteiner und Mecklenburger haben dieſe Länder mit der Ackerwirthſchaft in Verbindung zu ſetzen gewußt. Buchwirthe können nicht aufhören, die Vertheilung der Dreeſchländer zu empfehlen, und daran iſt nichts auszuſetzen, ſobald ſich Menſchen finden, welche Fähigkeit und Kräfte haben, das Land zu bauen, ohne dergleichen zu beſitzen; es aber unter angeſeſſene Bauern vertheilen zu wollen, iſt im Allgemeinen ſchädlich, ſie haben des Landes ſchon

zu viel, lehrt ſie doch dieß erſt zum Beſten des Ganzen bewirthſchaften, ehe ihr ihnen mehr übergebt.

Dreſchmaſchine. Die Langſamkeit des Dreſchgeſchäfts durch den Handflegel, die Betrügereyen der Dreſcher u. m. dgl., hat den Wunſch veranlaßt, dieß Geſchäft ſchneller, beſſer und ſicherer durch Maſchinen und Mühlenwerke beſorgen zu laſſen, es fehlt auch nicht an Erfindungen, welche dieß bewirken ſollen, aber bis jetzt fehlt es noch an der gehörigen Vollkommenheit, wer ſich daher zu Verſuchen entſchließt, hüte ſich, mit zu großer Sicherheit auf den Erfolg zu rechnen.

Drill Drillapparat, Drillkaſten, Drillpflug, Drillwirthſchaft; ſ. Zeilenwirthſchaft.

Dung-Erde beſteht aus wirklichem Dünger mit mineraliſchen Erden in beſtimmten Verhältniſſen gemiſcht, und dem Einfluß der Luft ausgeſetzt. Sie gehört der mühſamen Bearbeitung wegen für den Gärtner; doch kann auch der Landmann ſich keinen geringen Vortheil verſchaffen, wenn er bey Muße die Dungſtätte mit Erde vermiſcht.

Dunſtröhren, Dunſtſchorſteine, ſind Röhren, welche nach Ort der Schorſteine zum Dach hinausgeführt werden, um die Dünſte aus Ställen, Scheunen und Heuböden abzuführen. Sie ſollten eigentlich nirgends fehlen, und ſind beſonders da, wo Stallfütterung eingeführt iſt, nothwendig.

Dünger. Dieß iſt das Mittel, die Fruchtbarkeit der Erde zu erſetzen, welche wir ihr entziehen, indem wir ihr die Frucht ihrer Vegetationskraft rauben. Alle Reiche der Natur bieten Stoffe dazu dar. Der Dünger entſteht

I. aus dem Thierreich.

1) Excremente der Thiere. Sie ſind der gewöhnlichſte Dünger und von der ſicherſten Wirkung, beſonders wenn ſie mit vegetabiliſchen Subſtan-

zen (Streu) vermiſcht, und ihrer Auflöſung durch eine Gährung nahe ſind. Deſſen ungeachtet iſt ihre Wirkung ſehr verſchieden; A) nach Beſchaffenheit der Thierart und ihrer Nahrung; B) nach der Beſchaffenheit des Bodens, welchem ſie mitgetheilt werden ſollen; C) nach der Natur der Pflanzen, zu deren Gedeihen ſie beytragen ſollen. Gewöhnliche praktiſche Landwirthe gehen daher am ſicherſten, allen Miſt zu vermiſchen, da denn eine Art den Fehler der andern aufheben wird. Einige empiriſche Erfahrungen, auf Lokal-Kenntniß und Verſuche geſtützt, können in dieſem Grundſatz etwas abändern. Der Landwirth, welcher die gehörigen Vorkenntniſſe ſeiner Wiſſenſchaft hat, kann nur dann einer oder der andern Art den Vorzug geben, wann er den Miſt ſelbſt, den Ackerboden und dieß Verhältniß der Beſtandtheile der zu erzeugenden Pflanze chemiſch unterſucht hat. Von Salzen und Oelen zu ſprechen, iſt es Zeit aufzuhören. Ehe die Landwirthſchaft noch wiſſenſchaftlich getrieben ward, wußte man es ſchon, daß Salz und Oel das Land unfruchtbar, nicht fruchtbar macht.

Die Viehausleerungen werden in dichtem (Miſt) oder flüſſigem (Gülle) Zuſtande genutzt. Erſterer iſt nun Pferde-, Eſel- und Mauleſel-Miſt, welcher in kalten Ländern oder zu Treibereyen vorzüglich geſchätzt wird. 2) Rindviehdünger, dieſer iſt meiſt jedem Boden und allen Pflanzen zuträglich, und iſt um ſo kräftiger, je kräftiger die Nahrung des Viehes iſt. 3) Schafmiſt wirkt ſchnell aber nicht lange, beſonders gilt dieß vom Pferch. Die große Flüchtigkeit ſeiner Beſtandtheile ſcheint mir auch dafür zu entſcheiden, ihn bis zur Benutzung in den Ställen zu

laſſen. 4) Ziegenmiſt wird ſelten in großen Quantitäten gewonnen, und ſteht in großer Verachtung, aber, wie ich glaube, mit Unrecht. 5) Schweinemiſt hat auch nicht den beſten Ruf, aber nur deshalb, weil man ihn fehlerhaft benutzt. Wohl aufgelöſt, mit Sand gemengt und auf ſtrengen Boden dünne geſtreut, wird er von großer Wirkung ſeyn. Der gemeinſte Wirth weiß es, daß Schweinemiſt Unkraut treibt, ſollte der Miſt nun gerade Unkraut befördern? da Kraut und Unkraut einerley Nahrungsſtoffe gebrauchen. Auch der Federvieh-Miſt, ſelbſt der Gänſemiſt iſt von großer Wirkung, nur muß man ihm durch Sand oder andere Mittel ſeine Aetzkraft benehmen. — Gülle oder ein mit Waſſer verdünnter Urin aufgelöſter Miſt, iſt eine etwas mühſame, aber ſehr gute Methode, den Dünger zu vermehren.

2) Alle Abgänge der Thiere, welche nicht nutzbarer angewandt werden können, oder aufgehört haben, nutzbar zu ſeyn, als Klauen, Hörner, Haare, Knochen, Leder, verarbeitet oder unverarbeitet, endlich das in Verweſung übergegangene Thier ſelbſt, welches man nie auf dem Anger ungenutzt verderben laſſen ſollte.

II. Aus dem Pflanzenreich, dienen nun ebenfalls zum Düngen.

1) Alle Theile in Verweſung übergegangener Pflanzen, insbeſondere durch die Vermiſchung mit animaliſchen Dingen, aber auch durch gänzliche Auflöſung zu Dammerde, da denn von beſondern Theilen vorzüglich Anwendung in der Gärtnerey gemacht wird, z. B. Lauberde, Holzerde und Loherde u. d. gl. — Hierher gehört auch Aſche, und ausgelaugte Aſche, Torf der neuern Zeit,

indem der der Vorzeit einigermaßen wegen ſeiner vulkaniſchen Entſtehung zum Mineral-Reiche gehört und einer Vorbereitung bedarf, wodurch er ſein Bitumen verliert, ehe er zur Düngung brauchbar iſt.

2) Vegetabilien in ihrem beſten Flor zerſtört und untergepflügt (grüne Düngung). Der Nutzen dieſer Düngungsart iſt ſehr groß. Aber derjenige, der Ueberfluß an Dünger hat, bedarf dieſes Mittels nicht, und der Arme entſchließt ſich ſchwer dazu, etwas, was eine gute Ernte verſpricht, zu zerſtören.

III. Aus dem Mineralreich. Die Pflanzen enthalten zwar wirkliche Mineralien, als Kieſelerde, Kalk und Eiſen, wohl ſchwerlich aber nehmen ſie dieſe Subſtanzen auf eine mechaniſche Art aus der Erde, ſondern produciren ſolche vermittelſt aufgenommener Stoffe durch die Vegetationskraft. Alle Mineralien, welche daher dem Einfluſſe der atmoſphäriſchen Luft ausgeſetzt, Stoffe, welche zur Vegetation beytragen, entbinden, vermehren die Fruchtbarkeit des Bodens, den ſie überdieß noch dem gehörigen Grad der Feſtigkeit oder Lockerheit geben.

IV. Endlich gehören noch zu den Dungmitteln gewiſſe Reizmittel zur Beförderung der Vegetation, hierher zähle ich die Imprägnation des Samens, die Vermiſchung mit ſogenannten Dungſalzen, beſonders den Gebrauch des ſchwefelſauren Eiſens oder Vitriols, welche, ohne Charlatanerie angewandt, unter vorauszuſetzenden Umſtänden von Nutzen ſeyn können.

Eigenthum, das. Eigenthum iſt einzig und allein in der geſellſchaftlichen Verbindung begründet und durch ſie geſichert. Das wahre Eigenthum der Erde oder eines Theils derſelben kann nicht einem einzelnen Menſchen zuſtehen, nicht einmal der derzeitigen Generation; die Erde

iſt das Eigenthum der geſammten Menſchheit, auf und von ihr iſt jeder berechtigt zu leben, die derzeitigen Beſitzer des tragbaren Landes ſind ihren Mitmenſchen und ihren Nachfahren für die pflegliche Benutzung ihrer Ländereyen verantwortlich, und die Regierungen, als die Repräſentanten und Vormünder der Menſchheit, ſind verpflichtet darüber zu wachen, daß einzelne ſich nicht zum Druck der übrigen in Beſitz des Erdbodens ſetzen, ſie ſind daher auch befugt, in Anſehung des ſogenannten Eigenthumes Abänderungen und nähere Beſtimmungen nach den Zeitumſtänden zu veranlaſſen, weder undenklicher Beſitz, noch Kauf und Vertrag kann dagegen ſchützen. Nur dann, wenn jeder rechtlich leben kann, iſt der, dem Glück oder Kunſt beyſtehen, befugt, bequem zu leben. Daher iſt der Streit ſehr leicht entſchieden, ob es erlaubt ſey, die großen Gutsbeſitzer, auch wider ihren Willen, auf kleinere Grundſtücke zu beſchränken? wenn Menſchen genug da ſind, um kleinere Parcellen beſſer als große benutzen zu können, ſo iſt es nicht nur erlaubt, es iſt Pflicht, die großen Beſitzungen zu beſchneiden.

Erde. Die Erdoberfläche bis zu einer den Pflanzenwurzeln angemeſſenen Tiefe, iſt der eigentliche Gegenſtand der Bearbeitung des Landwirths. Die Beſchaffenheit derſelben, ihre Fähigkeit, Pflanzen hervor und zur Reife zu bringen, iſt daher für ihn von der äußerſten Wichtigkeit, und es muß ſich derſelbe davon eine genaue Kenntniß erwerben. Reine Erdarten findet er überall in der Natur nicht, dieſe ſind nur mit Hülfe der Chemie darſtellbar. Sie ſind allezeit mit andern Dingen und Stoffen vermiſcht, und nur in dieſem Zuſtande müſſen ſie von ihm unterſucht werden. Es würde mich daher zu weit führen, die Erdarten, welche bisher entdeckt worden, der Reihe nach aufzuführen, ich benenne hier nur die, welche in der Landwirthſchaft vorkommen, und zwar in dem unreinen Zuſtande, in welchem ſie angetroffen werden. Sie

ſind folgende vier, 1. Kalk. 2. Thon. 3. Sand- und Damm-Erde. Die drey erſten Arten ſind ohne Beymiſchung der Dammerde unfruchtbar, und machen in ſolchem Zuſtande die Ackerſohle oder diejenige Erde aus, welche der tragbaren Erde zur Grundlage dient. In Rückſicht ihrer gänzlichen Unfruchtbarkeit nennt ſie der Landmann todte Erde, und warnt mit Recht, ſie, ohne Vorſicht zu Tage zu fördern, wenn ſie aber einige Zeit dem Einfluſſe der atmoſphäriſchen Luft ausgeſetzt geweſen, ſo ſcheint ſie vorzüglich geneigt, ſich mit pflanzennährenden Stoffen zu verbinden, und erhält alsdann den Namen der Jungfernerde. So unfruchtbar die Erdarten der Ackerſohle indeß an ſich ſeyn mögen, ſo trägt ihre Beſchaffenheit dennoch zur Fruchtbarkeit bey, indem eine Erde vor der andern geneigt iſt, die Feuchtigkeit und Wärme zu erhalten oder fahren zu laſſen. Auf der Ackerſohle ruhet nun die eigentliche fruchtbare Erde, welche aus einer Miſchung der drey zuerſt erwähnten Arten mit der Dammerde beſteht, welcher noch Eiſen und mehrere feinere, zum Theil noch unentdeckte Stoffe beygemiſcht ſind. Dieſe gemiſchte Erde nennt man in Rückſicht ihrer Tragbarkeit Boden, in Rückſicht ihrer Bearbeitung Krume, Ackerkrume.

Erfahrung. Dieß Wort wird von Landwirthen beſtändig im Munde geführt, und mit Recht. Denn Landwirthſchaft iſt die durch Erfahrung angewandte Phyſik, zur Erhaltung der menſchlichen Natur. Aber wie beſchränkt iſt die Erfahrung des Landwirths? 1) wie viel Landwirthe haben wir, die Phyſiker ſind? wie viel Phyſiker, die Landwirthe ſind? 2) die Geſchäfte des Landwirthes ſind ſo ausgebreitet und vielfältig, ſind ſo an Ort, Zeit und Umſtände gebunden, daß derjenige einen baaren Unſinn behauptet, der ſich den Namen eines erfahrnen Landwirthes giebt. Wenn ich behaupte, ein erfahrner Landwirth zu ſeyn, ſo muß ich nothwendig hinzu

ſetzen, an dieſem Orte, unter dieſen politiſchen Verhältniſſen lehrt mich eine praktiſche Erfahrung von 20 — 30 — 50 Jahren, daß die gewählte Wirthſchaftsmethode mich und die Meinigen am beſten ernährt hat, ob ich dabey länger beſtehen werde, das ſtehet bey Gott. — Ein wirklich erfahrner Landwirth muß den Boden, mit welchem er es zu thun hat, nicht nur in ſeinem reinſten Zuſtande chemiſch unterſucht, ſondern auch ihn in ſeinen verſchiedenen Zuſammenſetzungen geprüft haben, er muß die die Vegetationskraft befördernden Stoffe, welche die Atmoſphäre enthält, kennen, und wiſſen, in welcher Quantität ſie ſolche erzeugt, oder durch welche Mittel ſie zu deren Erzeugung gezwungen werden kann, er muß die Natur der anzubauenden Pflanzen durch chemiſche und anatomiſche Zerlegungen und durch phyſikaliſche Beobachtungen genau kennen. Er muß Dinge wiſſen, die kein Menſch weiß, und die, wenn ſie die Menſchheit erfährt, höchſt wahrſcheinlich die Menſchheit zu einer höhern Natur auflöſen wird.

Der Landwirth kann von ſich nichts weiter ſagen, als: bis jetzt iſt es mir unter dieſen Umſtänden gelungen, auf dieſem Flecke der Erde, durch meinen Fleiß, mit dem Segen des Himmels, mich und die Meinigen vom Anbau dieſer Pflanzen zu erhalten. Gott ſegne meine Arbeit ferner.

Wie poſſirlich einem ſo einfach denkenden und handelnden Landwirth die Ganze der Landwirthſchaft machenden vorkommen müſſen, iſt leicht einzuſehen. Um wirthſchaftliche Vorſchläge beurtheilen zu können, muß ich nothwendig wiſſen: wo, unter welchen Umſtänden, wann und von wem iſt es in Erfahrung gebracht worden. Wenn ich dieß nicht weiß, und darnach die Sache auf mein Local anzuwenden prüfe, ſo iſt für mich die Nachricht unfruchtbar. Die großen Oeconomen, welche der Erde und der

Menſchheit durch ihre Wirthſchaftsmethode eine andere Geſtalt zu geben gedachten, vermodern daher mit Recht im Gewölbe des Verlegers.

Ey, das. Die Eyer des Haus- Federviehes ſind zur Speiſung ſehr angenehm, und beſonders, wenn ſie ſelten ſind, ein nicht unwichtiger Handelsartikel, man hat ſich daher nicht nur Mühe gegeben, beſonders die gemeinen Haushühner, durch warme Pflege und durch Fütterung mit Reizmitteln, als Ebereſchbeeren, Leinſaamen, gedörrter Gerſte, zum Legen zu ungewöhnlichen Zeiten zu zwingen, ſondern man iſt auch bemüht, die Eyer ſo lange als möglich aufzubewahren. Gerade zu der Zeit, da die Eyer am häufigſten ſind, vom Eintritte der warmen Witterung bis Ende Mays ſind ſie zum Aufbewahren am wenigſten tauglich, vom Juny an hat man einige Mittel, die Eyer länger aufzubewahren, welche alle darin beſtehen, ſie in einer gelinden Temperatur vor dem Einfluſſe der Luft zu bewahren. So z. B. Ueberziehen mit Fett oder Wachs u. d. gl. Dieſe Mittel wollen ſich aber im Großen alle nicht gut anwenden laſſen, es iſt alſo eine Zeit im Jahre, in welcher die Eyer um deſto theurer zu ſeyn ſcheinen, je mehr, kurz vorher, der Landmann gezwungen war, ſeine Waare zu verſchleudern. So koſtbar in der That die Erzielung eines Eyes iſt, wenn der Landmann wie der Städter zu rechnen gewohnt wäre, ſo verlangt doch dieſer die Waare wohlfeil, denn ſie koſtet ja dem Landmanne, wie der Stadtbewohner ſagt, nichts. Der Landmann weiß ſich zu helfen, und vermiſcht gute Eyer mit verdorbenen, ſo bleibt denn das Mandel wohlfeil, indeß das Stück theuer iſt.

Länger als gewöhnlich kann man die Eyer erhalten, wenn man ſich dazu eigne Eyertafeln machen läßt. Dieß ſind Breter mit kleinen Höhlungen, in welche die Spitze des Eyes paßt; hier ſtellt man ſie der Reihe nach auf, und iſt die Tafel voll, ſo füllt man die Zwiſchenräume mit

Häckerling. Natürlich werden beym Gebrauche allezeit die älteſten zuerſt genommen.

Farbe. Alle Landwirthe einer Gegend haben gewiſſe, nicht auf beſtimmten Gründen beruhende Erfahrungen, welche ſie dieſer oder jener Farbe, beſonders bey der Wahl des Viehes, den Vorzug geben ließ. Neuere Wirthe verwarfen dieſe Farbenwählerey als Vorurtheil, die neueſten Wirthe, welche Kenntniß von phyſicaliſchen Beobachtungen haben, werden es nun wohl einſehen, daß allerdings die Farbe nicht ohne Einfluß, oder auch eine Folge der Modification der thieriſchen Natur ſey. So ſchwer es nun auch ſeyn mag, darauf allgemein gültige Regeln zum öconomiſchen Nutzen feſtzuſetzen, ſo kann ein erfahrner Praktiker, der ſeine Beobachtungen auf eine Gegend und einen Gegenſtand beſchränkt, ſich allerdings eine Fertigkeit erworben haben, richtige Schlüſſe darauf zu bauen. Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß dieß der Fall bey vielen Dingen ſey, die wir Vorurtheil und Aberglauben nennen. Denn zuerſt leitet uns der Inſtinkt, dann ſuchen wir Gründe, unſern Inſtinkt zu vertheidigen, und finden wir dieſe nicht ſchnell genug, ſo bewegt uns Eitelkeit, lieber unſern Inſtinkt zu unterdrücken, als die Ohnmacht unſers Verſtandes zu bekennen, obgleich uns die Erfahrung täglich belehrt, daß wir heute verwerfen, was wir geſtern ganz gewiß wußten, und das aus Gründen für wahr annehmen, was unſre Vorfahren längſt praktiſch benutzten, ohne Gründe einzuſehen.

Doch iſt die Farbe nicht allein bey thieriſchen Körpern von Wichtigkeit, auch die Farbe der Erden verdient beſondere Aufmerkſamkeit. Dieſes iſt jedem Wirthe ſo bekannt, daß man häufig Beſtimmungen der Güte des Akkers nach der Farbe feſtgeſetzt hat, und dieſe Beſtimmungen nicht ſelten als Taxationsmerkmale geſetzlichen Werth erhalten haben. Bis jetzt ſind aber dieſe Beſtimmungen ſehr trügeriſch. Die Farbe der Erden wird größtentheils

durch metalliſche Beymiſchungen bewirkt, welche der Vegetation nicht ſelten hinderlich ſind. Allgemein iſt ein ſchwarzer Boden einem andern von gleicher Güte, aber anders gefärbt, vorzuziehen, weil der ſchwarze Boden Licht und Wärmeſtoff in ſich zieht, dagegen anders gefärbter mehr oder weniger Feuertheile nicht annimmt, oder ſogleich wieder fahren läßt. Spielenden Landwirthen und Blumiſten empfehle ich recht ſehr, auf die Färbungen der Pflanzen ihre Aufmerkſamkeit zu richten, z. B. Verſuche darüber anzuſtellen, ob nicht rothe Blumen der Erde, in welcher ſie gewachſen, viel mehr Nahrungsſtoff rauben als anders gefärbte ꝛc.

Faſchinen, Reißbündel, beſonders von Weidenruthen, womit die Ufer befeſtigt, auch wohl Feld- und Nebenwege gebeſſert werden.

Faß iſt der allgemeine Name eines aus Dauben und Bodenſtücken vom Böttcher zuſammen geſetzten Gefäßes. In manchen Gegenden iſt es ein Gefäß von beſtimmter Größe, alſo ein angenommenes Maß für Flüſſigkeiten und andre Waare. Die mancherley Namen, unter welchen Fäſſer von verſchiedener Größe erſcheinen, machen es unmöglich, ſie hier namentlich aufzuführen und ihre Größe zu beſtimmen. Jeder Landwirth muß die Größe der Gefäße kennen, welche in ſeiner Haushaltung und in ſeinem Handel vorkommen.

Federn, beſonders die Gänſefedern ſind in der Haushaltung ein wichtiger und koſtbarer Artikel. Es wäre zu wünſchen, daß gemeine Haushaltungen ſich mehr befleißigten, die Federn zu ſortiren, und die Flaumfedern oder weichen Bauchfedern dem Städter überließen. Sie ſelbſt würden von geriſſenen Federn, d. h. ſolchen, die von der Nath abgeſtreift (geſchleußt) ſind, beſſere Betten bekommen, als jetzt, da ſie an den Federn bloß die Kiele abhacken, und ſolche mit Dunen vermiſcht gebrauchen, auch würde es der Geſundheit zuträglicher ſeyn, wenig-

ſtens im Sommer, auf Matratzen und unter Decken zu liegen.

Federviehzucht. Federvieh aller Art iſt eine der ſchmackhafteſten Speiſen für alle diejenigen, welche nicht zu ſchwere Arbeit härtere Koſt nothwendig macht. Eyer, beſonders Hühnereyer ſind ein unentbehrliches Bedürfniß geworden, und die Federn der Gänſe noch immer eine der ſchönſten Ausſteuer unſerer Töchter. Dennoch weiß jeder Landwirth, daß es, wie man zu ſagen pflegt, ein nothwendiges Uebel iſt, d. h. mehr koſtet als einbringt. Nicht nur den größten Theil des Ackergetreides aller Art, ſondern auch eine namhafte Scheffelzahl Gerſte muß ſich der Landmann gefallen laſſen, vom Kornſpeicher herab zu langen; ſondern den Schützlingen der Hausmutter noch manche Unordnungen geſtatten, wenn er nicht, ſtatt einer guten Suppe, ein verdrießliches Geſicht ſehen will. Möchte das noch hingehen. Aber mit Verſäumniß mancher Geſchäfte, mit Koſten und manchen andern Ungelegenheiten iſt nun das geflügelte Volk ſo weit heran gewachſen, daß es den Hof belebt, und ſelbſt dem Hausvater Vergnügen macht, ſo tritt plötzlich ein Sterben ein, der zu erwartende Gewinn, das Vergnügen und der Genuß, verwandeln ſich in Schaden und Verdruß.

Doch iſt dieß nothwendig mit der Federviehzucht verbunden? Keineswegs. Aber die Art, das Federvieh aufzuziehen, zu warten und zu pflegen, iſt durchgängig fehlerhaft. Nur der Häusler, der mit ſeiner Henne ein Zimmer theilt, hat einigen Gewinn von derſelben, vielleicht auch mit deswegen, weil ſie ſich von den Feldern der Nachbaren ernährt. Der Bauer hat keinen Vortheil von der Federviehzucht, ihm ſind einige Gänſe Gegenſtand der Nothwendigkeit, und Hühner, die ſeinen Hof beleben, ein ihm wohl erlaubter Luxus.

Landwirthe aber, die zu erhöhetem Lebensgenuſſe das Landleben und die Landwirthſchaft gewählt haben, für

die iſt die Federviehzucht ein wichtiger Artikel des Genuſſes und Gewinns, nur muß ſie freylich ganz anders wie bisher behandelt werden, und die beſte Gelegenheit, beſonders die Hühner und Truthühnerzucht zu verbeſſern, geben die Holzanlagen, welche unter den Namen der engliſchen Anlagen bekannt ſind. Hühner und Truthühner ſind Thiere, welche die Wildheit und Freyheit lieben, in ihrem Vaterlande die Bäume bedecken, und beſtändig von einem Zweige auf den andern hüpfen, ſie lieben den Wechſel der Fütterung, und verkommen bey einerley auch der beſten Fütterung. Eine ſolche kleine Waldung, welche ſich in eine offne Wieſe endigt, die von dem ſchlechteſten Gehalte ſeyn kann, und um deſto beſſer iſt, je ſumpfiger ſie iſt, ein Bach oder Waſſergraben, dieß alles gut verzäunt, das ſind die Erforderniſſe einer guten Federviehzucht. Nächſt dieſen eine eigne Viehwärterin, die kein anderes Geſchäft als dieſes hat, und reichliches Futter von allerley Geſäme, welches weder für Menſchen noch größeres Vieh taugt, und jetzt zur Ungebühr den Vögeln des Himmels überlaſſen wird. Im Winter reinliche, aber nur für diejenigen warme Ställe, welche zum zeitigen Legen gezwungen werden ſollen; dieſe verwöhnten Kinder merze man aber bald aus, ſie pflanzen Krankheiten und Erbfehler fort, und vermehren die Mortalität, wenn ihnen nicht das Schlachtmeſſer zuvor kommt. Daß Enten ſehr leicht zu erhalten ſind, wo ſie nur Gelegenheit haben, zum Waſſer zu gelangen, iſt jedem Landwirthe bekannt, daß dieß alſo das einzige Geflügel iſt, welches nach der bisherigen Methode, ſie zu erhalten, von einigem Nutzen iſt; minder bekannt iſt es vielleicht, daß friſche Wicken ihnen ein tödtliches Gift ſind, obgleich ihre neugierige Gefräßigkeit ſie begierig verſchluckt, wenn ſie dazu gelangen können, beym Einfahren dieſer Frucht muß man ſie daher von der Scheune abhalten.

An Flüſſen oder großen Seen ſind eigentlich allein

Gänſe zu ziehen, auf dem feſten Lande wird ſelten Vortheil dabey ſeyn, und ihr Nutzen würde vollends ſchwinden, wenn es den Aerzten gelingen ſollte, dem übertriebenen Gebrauche der Federbetten zu ſteuern. Ich nehme mich der Tauben, und zwar der Feldflüchter, wider die Gewohnheit der Schriftſteller an. Nur muß ihre Menge nicht übertrieben ſeyn. Um aber eine ordentliche Taubenflucht zu erhalten, iſt es nothwendig, ehe ſie ausfliegen, ihnen ein kleines Meſſingblech am Fuße zu befeſtigen, in welchem die Jahreszahl gezeichnet iſt. Das Alter der Tauben iſt mit Sicherheit nicht kennbar, und da eine alte Taube kein leckerer Biſſen iſt, hingegen die erſten jungen Tauben mit Ungeduld erwartet werden, ſo beſteht ein gewöhnlicher Schlag aus Greiſen und krüppelhaften Kindern oder auch Weibern, die ihre Männer verloren haben, ſich nun der Hurerey ergeben, und das Taubenvolk ſittenlos und unglücklich machen. Der Schaden, den die Tauben thun, beſteht größtentheils darin, daß ſie das verzehren, was die Nachläſſigkeit des Ackermannes hat auf der Oberfläche liegen laſſen, auch verſteht es ſich, daß ſie während der Ernte eingeſperrt, und überhaupt nie karg gefüttert werden ſollen.

Fiſch. Unter dieſem Namen begreift der Landmann die im Waſſer lebenden genießbaren Thiere, alſo auch den Krebs, die Neunaugen, und andere zu den Amphibien, Inſekten oder Würmern gehörige Thiere. Die Meerfiſcherey iſt keine Beſchäftigung für den Landwirth, ſie iſt beſondern Kunſtverſtändigen überlaſſen, welche unter den Namen der Strandfiſcher vom Landesherrn dazu berechtigt ſind, denn was die Fiſcherey auf der hohen See anbetrifft, ſo hat ſich noch Niemand ein beſonderes Recht darüber angemaßt. Hier iſt bloß die Rede von den Fiſchen der ſüßen Gewäſſer, der Flüſſe, Bäche und Landſeen, dieſe Fiſcherey wird die wilde Fiſcherey genannt. Was nun die Flußfiſcherey anbetrifft, ſo wäre es zur Erhaltung

derſelben zu wünſchen, daß ſie eignen Fiſchergeſellſchaften unter einer beſondern Direction überlaſſen wären, und daß ſelbſt die Landesherren, durch deren Länder der Strom fließt, über eine pflegliche Benutzung dieſer Fiſcherey Abrede nehmen. Jetzt, da der Fluß oft von den Uferbeſitzern nach Gefallen bezogen wird, iſt dieſer Theil der Oekonomie mehr der Raub einer Ictiofagen Nation, als einem geregelten Oekonomiezweige ähnlich. Die Fiſcherey der Landſeen und Bäche gehört aber billig zur Benutzung derer, in deren Territorien ſolche liegen, doch iſt es auch hier der Sorgfalt der Landespolizey zu empfehlen, auf die zweckmäßige Benutzung der Eigenthümer zu wachen, und durch Unterricht und Geſetze die Fiſcherey ſo zu organiſiren, daß die Arten in hinlänglicher Menge erhalten werden.

Die zahme Fiſchzucht, nach welcher in Teichen und verhägten Bächen und Gewäſſern gewiſſe Fiſcharten ſorgfältig gezogen und benutzt werden, iſt dem Eigennutze der Beſitzer zu überlaſſen, ſeitdem die Religion nicht mehr den Fiſchgenuß zum weſentlichen Bedürfniſſe macht. Teiche ſind koſtbar zu unterhalten, und ſind neu anzulegen vielleicht nie rathſam, bis erhöhete Cultur und größere Menſchenmenge die Ablaſſung und Urbarmachung der Seen nothwendig macht, und dadurch den Fiſchpreis auf einen Werth ſetzt, der mit den Koſten der zahmen Zucht im Verhältniſſe ſteht.

Fiſcherey iſt gleich der Jagd nur eine Nebenbenutzung der Landwirthſchaft, denn in dieſer muß eigentlich alles durch menſchlichen Fleiß hervor gebracht werden, und ſie muß völlig in der Gewalt des Menſchen ſeyn. Die eigentliche Landwirthſchaft hat es nur mit zahmen Thieren zu thun. Wild und deſſen Zugutemachung, ſo wie Fiſcherey, ſind Ueberbleibſel der Unkultur. So wie dieſe zunimmt, müſſen Jagd und Fiſcherey abnehmen und geregelter werden. Es iſt zu hoffen, daß die Zeit bald

kommen wird, in welcher das Wild nur in Thiergehägen wird gefunden werden; aber länger wird es dauern, ehe wir es für uns nutzbar und nothwendig finden, dem Waſſer beſtimmte Gränzen anzuweiſen, und ſeine Bewohner mehr in unſre Gewalt zu bekommen; indeß hat man hin und wieder ſchon geſucht, der Fiſche mehr Herr zu werden, und beſondre Arten in geſchloſſenen Teichen, Bächen, Weihern und Behältern zu ziehen. Die Fiſcherey trennt ſich daher in zwey Hauptzweige, die wilde und geregelte. Was die wilde anbetrifft, ſo muß man die Erhaltung der Fiſche der Natur, und ihren Fang dem Glücke überlaſſen. Zur Vermehrung der Fiſche kann man wenig mehr beytragen, als ſie zur Laichzeit zu ſchonen, und ihre Brut nicht wegzufangen. Dieß hat aber allerdings Schwierigkeiten. Es vergeht faſt kein Monat, an welchem nicht eine oder die andere Art Fiſche laicht, und wenn man auf die kleineren Fiſcharten Jagd macht, ſo iſt es unvermeidlich, die Jungen größerer Fiſcharten mit ins Netz zu bekommen, die beym Ausziehen mehr oder minder verletzt werden. Am beſten iſt es daher, die Fiſcherey der wilden Gewäſſer Leuten zu überlaſſen, welche ſich ausſchließend damit beſchäftigen, und ſie dazu zu verpflichten, ſie pfleglich zu benutzen. Auf großen Seen iſt die Winterfiſcherey unter dem Eiſe nicht ſelten ein wichtiger Artikel des Einkommens. Wichtiger für den Landwirth iſt die geregelte oder ſogenannte zahme Fiſcherey. Sie ſchränkt ſich auf die Erhaltung beſondrer Fiſcharten ein, und verhält ſich zur wilden Fiſcherey wie die Hägung des Wildes in Thiergärten zur Jagd. Karpfen in Teichen und Forellen, Schmerlen und einige minder gewöhnliche Fiſcharten ſind der Gegenſtand der ordentlicheren Teich- und Bachwirthſchaft. Die Anlagen dazu ſind gewöhnlich ſehr koſtbar, und fordern genaue Ueberlegung des zu erwartenden Gewinns, ehe man ſich zu ihrer Anlegung entſchließt. Ein guter Landwirth aber, daran ge-

wöhnt, ſich auch nicht den geringſten Vortheil entgehen zu laſſen, wird die nothwendigen Gewäſſer ſeines Landgutes mit Fiſchen zu bevölkern nicht verabſäumen. Forellen, Schmerlen, Neunaugen, Krebſe in Bächen; Karpfen, Bleie, Karauſchen in Teichen und Weihern, ſelbſt der unbedeutendſte Pful, nur von Winterwaſſer genährt, erhält den Giebel, ſo lange ſich nur noch ein wenig feuchter Schlamm darin erhält. Der Hecht wird ſich faſt überall einfinden, wo ſich andre Fiſche aufhalten, eben ſo der Bars, oft trotz aller Vorſicht, ihn davon abzuhalten, man hat vielmehr darauf zu ſehen, daß dieſe Fiſche ſich nicht zu ſehr vermehren, denn obgleich der Bars kein eigentlicher Raubfiſch iſt, ſo vernichtet er doch den Laich der andern Fiſche, daher iſt er in Streck- oder Wachs- und in Maſtteichen von großem Nutzen, dagegen in Strich-Teichen durchaus nicht zu dulden.

Daß Fiſche mit Netzen gefangen werden, welche ihrem Gebrauch und ihrer Figur nach mancherley Namen haben, brauche ich nicht zu erinnern; aber daß die leichte Arbeit des Netzſtrickens eine gute Arbeit an langen Winterabenden ſey, wobey die ganze Haushaltung bey einem Feuer erhalten werden kann, darauf aufmerkſam zu machen, halte ich nicht für überflüſſig.

Fleiſch. Der mäßige Genuß des Fleiſches ſcheint mir für die Kultur der Menſchen ſehr wichtig, und ich glaube bemerkt zu haben, daß in Gegenden, wo faſt gar kein Fleiſch von der arbeitenden Klaſſe geſpeiſt wird, eine gewiſſe weiche Trägheit oder vielmehr Kraftloſigkeit damit verbunden iſt, ich glaube daher, daß die Erleichterung, dem Landbewohner Fleiſchſpeiſen zu verſchaffen, und ihn zu deren Genuß zu gewöhnen, ſelbſt für den Staatsökonomen von Wichtigkeit ſey. Gewiß iſt es aber für den Landmann ein ſehr wichtiger Artikel. Rind- Schwein- und Schöpſenfleiſch iſt das gewöhnlichſte in der Küche des Landmanns, wozu in manchen Gegenden noch das Gänſe-

fleiſch kommt, in den Sommermonaten wird dieſes nun größtentheils getrocknet, geräuchert und gebökelt genoſſen, ein aufmerkſamer Hausvater wird indeß doch auch dafür ſorgen, daß dieſe Dauerſpeiſen zuweilen mit friſchem Fleiſche abwechſeln. Wie das Fleiſch aufzubewahren, zu bereiten, wie es am vortheilhafteſten auszuſchlachten, davon wird ſich ein kluger Hausvater gehörig unterrichten, und fleißig ſelbſt darnach ſehen, oder die darüber geſetzten zur Rechenſchaft fordern. Der gewöhnliche Schlendrian der Hausmutter läßt davon ſo viel verderben oder unnützlich anwenden, daß es ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Landesökonomie auf ſich ziehen könnte.

Fruchtbarkeit. Faſt iſt kein Räumchen der Erde, welches nicht Fruchtbarkeit zeigte. Kaum hat ſich der dürre Felſen dem Meere enthoben, ſo ſchlagen Pflanzen nährende Stoffe auf ihn nieder, Flechten erzeugen ſich, vergehen und laſſen eine Dammerde zurück, welche eine größere Vegetation zu erhalten im Stande iſt; und jemehr Pflanzen wachſen und vergehen, um deſto mehr vermehrt ſich die fruchtbare Erde, und belegt den dürren Stein mit der üppigſten Fülle der Gewächſe; aber dieß iſt nicht die Fruchtbarkeit, welche der Menſch verlangt. Er will, die Erde ſoll verſchwenderiſch gegen die auserwählte, karg gegen alle übrige Pflanzen ſeyn, die er verächtlich Unkräuter nennt; er will die erbaute Pflanze zu der Zeit genießen, da ſie den größten Ueberfluß an nährenden Stoffen von ihrer Erzeugerin geborgt hat, und ſetzt ſie in die Unmöglichkeit, ihre Schulden zu bezahlen. Kapital und Zinſen gehen verloren, und die Erde wird endlich verdrießlich, immer zu borgen, ohne zu gewinnen; ſie verſagt allen Credit, wenn man ſich nicht entſchließt, ihr Wucherzinſen zu zahlen. Wucherzinſen ſind es, welche die ſtets bebaute Erde fordert. Aber welcher Gewinn gehört dazu, Wucherzinſen zu bezahlen, ohne banquerout zu werden. So geht es den Landwirthen in der That. So mannichfaltig auch

die Gegenſtände ſeyn mögen, welche der Erde Fruchtbarkeit zuführen, wie dieß im Artikel: Dünger, nachgeſehen werden kann, ſo iſt der Mangel an Dünger doch die allgemeine Klage aller Landwirthe, und nie erhält die Erde diejenige Fruchtbarkeit, welche ſie hat, wenn ſie ihre eigne Erzeugung wieder in ihrem Schooße aufnimmt. Urſprünglich reicher Boden läßt ſich noch durch Fleiß erhalten, aber mittlerer und ſchlechter Boden, der wenig Dammerde hat, und deſſen poröſe Ackerſohle Feuchtigkeit und mit ihr die Lebensſtoffe der Pflanze, in die Tiefe läßt, kann unmöglich erhalten werden, es ſey dann, daß man ihn der Natur wieder auf lange Zeit überläßt, oder Mittel in ſeiner Gewalt hat, den Boden anders zu erſchaffen. Den ſtets bebauten Sand fruchtbar zu erhalten, weiſt man den Landwirth auf die Ländereyen bey der Charité zu Berlin. Aber iſt denn das Sand? die Excremente der Stadt Berlin ſind es, die dort den Boden bilden. Der ehemahlige Sand iſt längs in die Tiefe geſchickt, und iſt der Austrocknung der Luft entzogen, geſchickt gemacht, die Feuchtigkeit länger zu erhalten. Wer ein ſolches Mittel hat, und Kräfte es anzuwenden — nun der thue es, aber wer das nicht hat, und mit einem undankbaren Boden ohne hinlänglichen Dünger zu kämpfen hat, der richte ſein ganzes Augenmerk auf die Viehzucht, und ſehe den Gewinn des Ackerbaues nur als einen Nebenvortheil an. Wo nicht alle drey Jahre gewiß und reichlich gedüngt werden kann, da bezahlt der Ackerbau ſeine Zinſen nicht. Viel Arbeit und leere Taſchen, das iſt unvermeidlich.

Vielleicht wird mir ſelbſt mancher Landwirth gegen dieſe Behauptung Einwendungen machen, und mir ſein 9 jährig gedüngtes Feld, und eine ziemlich gefüllte Börſe zeigen. Aber hat der Ackerbau ihm ſeine Börſe gefüllt? Gewiß nicht. Was er für ein anderes Geſchäft treiben mag, das ernährt ihn, und muß er beym Ackerbau, alles

ordentlich auf Geldwerth angeſchlagen, nicht zuſetzen, ſo hat er von Glück zu ſagen.

Futterkräuter. Es iſt hier nicht meine Abſicht von dem Anbau derſelben, insbeſondere der Kleearten, wovon beynahe bis zum Ueberdruß geſagt worden, zu wiederholen. Dem ausgedehnteren Ackerbau und der zweckmäßigern Verwaltung der Wälder, muß der Weidegang des Viehes weichen, da dieſer aber ſelbſt zur Erhaltung des Ackerbaues nothwendig iſt, ſo muß es natürlich in Ställen oder Höfen erhalten werden. Hierzu iſt der Anbau der Futterkräuter unentbehrlich, der glücklicher Weiſe ſich mit der Wechſelwirthſchaft ſehr wohl vereinigen läßt.

Garten. Hier iſt nicht der Ort von großen Gartenanlagen zu reden, welche für den Genuß der veredelten Menſchen iſt, obgleich ich nicht unerinnert laſſen kann, daß denkende Gutsbeſitzer den Wald-, Feld- und Gartenbau ſo in Verbindung ſetzen können, daß ſie aus ihren Landgütern den ſchönſten Park bilden; auch nicht von den Gärten, welche durch die Nähe großer Städte im Stande ſind, ihren Mann zu ernähren, ich rede hier von den Landgärten, ſo wie ſie der Landhaushaltung eines Bauers oder kleinen Gutsbeſitzers angemeſſen ſind.

Dieſe müſſen möglichſt klein ſeyn. Der Garten iſt ein Miſtdieb, der nie ſeine Schuld bezahlt; zum Glück aber für den Gemüſe-Eſſer, kann und ſoll er alle bisherigen Gartengewächſe auf das Feld bringen, wenn er im Stande iſt, die Wechſelwirthſchaft einzuführen. Nur perennirende Pflanzen und Obſtbäume gehören in den Garten, weil ſie der Wechſelreihe der Landwirthſchaft hinderlich ſeyn würden.

Handel. Der Landwirth iſt eine Gattung Kaufmann; er begnügt ſich nicht damit, ſeine eigne Bedürfniſſe zu gewinnen, ſondern er will ſeinen Ueberfluß abſetzen, und andere Dinge, welche ihm nöthig thun, dagegen ein-

tauſchen; indes iſt es dem Bauer höchſt nachtheilig, wenn er ein eigentlicher Handelsmann wird, er iſt mit ſeiner Nahrung hinlänglich beſchäftigt, und muß ſich, gleich dem Handwerker, damit begnügen, ſeine Erzeugniſſe auf die nächſten Märkte zu führen, und von dort ſeine Bedürfniſſe holen; der größre Landwirth hingegen verhält ſich zum Bauer, wie der Fabrikant zum Handwerksmann. Ohne Handel und ohne größere Spekulationen, als ſeine nächſten Umgebungen ihm an die Hand geben, wird er nie gewinnen. Dieſen Unterſchied unter den Landwirthen muß man vor Augen haben, um es ſich zu erklären, wie einige Lehrer den Landwirth für verloren halten, der ſich dem Handel ergiebt; andre wieder ihn dazu auffordern. Doch auch der größere Landwirth laſſe ſich nicht verleiten, ſich mit ganz heterogenen Geſchäften abzugeben. Getreide-, Vieh- und Holzhandel ſind ſeine Gegenſtände, nur ſelten wird ihm die Verarbeitung ſeiner Produkte Vortheil gewähren. Doch giebt es Fabrikanten, welche ihr Geſchäft vortheilhaft mit Landwirthſchaft verbinden können, alsdann iſt aber die Fabrik die Hauptſache, und die Landwirthſchaft eine Nebenbeſchäftigung.

Handels- und Fabriken-Gewächſe anzubauen, dazu läßt ſich der Landmann nur gar zu leicht verleiten, da es ihm eher baaren Gewinn bringt, und er ſelbſt oft von der Landesökonomie-Verwaltung dazu aufgefordert wird. Aber wahren, dauernden Vortheil wird er nie daraus ziehen, ſo lange ſein Viehſtand und der übrige Zuſtand ſeiner Oekonomie ihm nicht erlauben, alle drey Jahr zu düngen. Ich rechne auch hierher den übertriebenen Anbau der Oelpflanzen, welcher in manchen Gegenden den Getreidepreis in einer ſolchen Höhe erhält, daß der Handwerker und Tagearbeiter gerechte Urſache hat, darüber zu klagen. Die Landesbehörden ſollten ſchlechterdings den Ackerbautreibenden nie eher erlauben, etwas anders als Getreide und Futterkräuter zu bauen, bevor die-

ſe nicht erwieſen hätten, daß ſie alle drey Jahre reichlich düngen können. Es erfordert ein eignes Werk, die Materie von Handels-, Gewächs- und Medicinal-Pflanzen abzuhandeln, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß dem Landwirth ein vollſtändiger Unterricht darüber mit Rückſicht auf die übrige Oekonomie gegeben würde, dieſer fehlt aber noch ganz. Die Werke, welche zum Theil gute Anweiſungen über den Anbau einzelner Pflanzenarten geben, behandeln dieſe mit einer ſolchen Vorliebe, daß ſie für den eigentlichen Landwirth, dem Ackerbau die Hauptſache ſeyn muß, unbrauchbar werden.

Auf die Behandlung einiger Fabriken-Gewächſe kann ich indes nicht unterlaſſen, meine Leſer aufmerkſam zu machen, und zwar:

1) Leinbau. Die Produkte des Leinbaues ſind dem Landwirthe nicht nur als ein einträglicher Handelsartikel wichtig, ſie ſind ihm auch in ſeiner Haushaltung nothwendig, und ihre Bearbeitung giebt den Mägden in jedem müßigen Augenblick Beſchäftigung, die aus dem Flachſe bereiteten Waaren ſind faſt für uns ſo wichtig, als die Erzeugung des Brodes. Deſſen unerachtet bleibt der Grundſatz auch hier anwendbar, daß wenn nicht eine hinlängliche Viehzucht der Oekonomie Ueberfluß an Dünger giebt, auch ſelbſt der Leinbau zu Schaden gearbeitet wird, der nur um deſto merklicher wird, wenn die Hausfrau dieſen Gegenſtand der Landwirthſchaft mit einer beſondern Vorliebe behandelt und der Landmann, um des Hausfriedens willen, größere Kräfte daran verwenden muß, als mit der übrigen Wirthſchaft im Verhältniſſe ſteht. In dem bis jetzt, leider, ſehr gemeinen Fall, daß der Flachsbau gar nicht in das Ganze der Bewirthſchaftung paßt, iſt es für den Hausvater weit rathſamer, ein beſtimmtes Kapital zur Erkaufung des Flachſes anzuwenden, als durch eignen Anbau Zeit, Mühe und Koſten zu verſchwenden, und deſſen unerachtet nie zu ſeiner, noch zu

ſeiner Frau Zufriedenheit etwas zu erzielen. Gehört der eigne Flachsgewinn zu den unentbehrlichen Spielereyen der Wirthin, ſo räume man ihr lieber dazu einen eigenen Garten ein, als daß man ſich dadurch das Ackerfeld verderben laſſe.

Ein 2tes Handelsgewächs, welches an vielen Orten ſtark gebaut wird, ohne auf die übrigen Wirthſchaftsverhältniſſe Rückſicht zu nehmen, iſt der Tabak. Auch von ihm gilt, was von allen andern Handelsgewächſen gilt; er borgt beſtändig Miſt, ohne je ſeine Schulden wieder zu bezahlen. Indes ſpricht für ihn etwas, was allerdings wichtig iſt. Der Landwirth braucht zu gewiſſen Zeiten des Jahres Arbeiter, die er den übrigen Theil deſſelben entbehren kann. Dieſe Klaſſe Menſchen iſt unter dem Namen der Tagelöhner in allen Dörfern bekannt, und wird nach Landesgeſetzen und gewiſſen Uſancen oft kärglich genug bezahlt, wenn man den Lohn mit dem Preiſe der Lebensmittel vergleicht. Man nehme an, daß dieſe Arbeiten etwa $\frac{1}{4}$ Jahr dauern, daß ein ſolcher Mann ein Weib, ein 5, ein 3 und ein 1 jähriges Kind habe, ſo wird man es nicht begreiflich finden, wie ſich eine ſolche Familie ernähren könne. In der Nähe großer Städte findet eine ſolche Familie Arbeit in den Städten, oder Nahrung durch den Verkauf von Gartenprodukten; in holzreichen Gegenden geben die Holzarbeiten Mittel zum Gewinn, aber in, von Städten abgelegenen und von Holz entblößten Gegenden, macht es dem Landwirth nicht wenig Kopfbrechen, dieſen Menſchen Brod zu verſchaffen, ohne ſeine Kaſſe über die Gebühr anzugreifen. Hier zeigt ſich nun der Anbau des Tabaks als ein Auskunft - Mittel, welches den Tagelöhner zu jeder müßigen Zeit beſchäftigt, und am Ende ein gutes Stück Geld verſchafft. In ſolchen Gegenden ſcheint daher der Anbau dieſer Pflanze eine Nothwendigkeit zu ſeyn. Doch, wenn es dem Landwirthe, wie ich allezeit vorausſetze, an baarem Gelde nicht

fehlt, ſo wird es allemal vortheilhafter ſeyn, wirkliche Landverbeſſerungen durch Abgrabungen, Vermiſchungen der Erdarten, ꝛc. durch die Tagearbeiter vornehmen zu laſſen, als zum unerſetzlichen Nachtheil der Kulturordnung, eine Pflanze zu pflegen, die, ohne durch übermäßigen Dünger erhalten zu werden, geringen Vortheil gewährt und das Land verdirbt.

Die 3te Pflanze dieſer Art, deren Anbau ſich ſehr verbreitet, und eigentlich eine Pächterpflanze genannt werden könnte, da ſie den Beſitzer der Oekonomie reich, das Landgut aber arm macht, wenn nicht der höchſte Grad der Kultur ihren Anbau erlaubt, iſt die Oelpflanze, deren Arten unter den Namen Raps und Rübſen bekannt iſt. Der Anbau dieſes Gewächſes ſollte ganz verboten, und nur denen als Belohnung ihres Fleißes erlaubt ſeyn, welche nachweiſen könnten, daß ſie durch richtiges Verhältniß der Viehzucht und wohl erfundene Ackereintheilung, das Landgut zum höchſten Flor gebracht haben.

Endlich muß ich hier noch 4tens, vom Hopfenbau reden. Mit Recht verdient dieſer alle Aufmunterung; doch gehört er zum Gartenbau, und kann nur ſchwer mit dem Feldbau in Verbindung geſetzt werden; er gehört alſo mehr für eigne Hopfengärtner, als für den größern Landwirth. Doch darf dieſer Kulturzweig nicht ohne große Vorſicht getrieben werden. Sein ſehr ungleicher Ertrag läßt den Preis des Hopfens beſtändig zwiſchen einer übertriebenen Höhe und zwiſchen ein, die Mühe nicht belohnendes Sinken, ſchwanken, und reizt den Hopfen- wie den Weinbauer, bald zur Verſchwendung, bald zur Verzweiflung.

Handelskräuter, welche zum Gewürz-, Medicinal- oder Farbegebrauch dienen, gehören für den Gärtner, und ihre Kultur gehört nur nebenher zur Ackerwirthſchaft, in ſo fern ihr Anbau eine Vorbereitung zum Getreidebau iſt.

Handwerkszeug. Außer dem eigentlichen Ackergeräthe bedarf der Landmann noch mancherley Werkzeuge, ſein Ackergeräthe brauchbar zu erhalten, und ſeine Produkte zu veredeln. Hauptſächlich iſt ihm Ordnung in Aufbewahrung derſelben zu empfehlen, nicht minder aber eine gewiſſe Kargheit. Der Landmann muß viel mit geringen Mitteln auszurichten verſtehen.

Hausvater und Hausmutter. Dieſe ehrwürdigen Namen ſind den Landwirthen noch geblieben, indeß die übrigen Stände ſie ſchon mit andern verwechſelt haben. Leider aber iſt auch bey Landwirthen, ich nehme in manchen Gegenden den Bauer davon aus, nichts weiter als der Name übrig geblieben.

Es ſcheint mir ſo natürlich, ſo ungezwungen ſich ſelbſt der Gedanke darzubieten, daß derjenige, der eine Haushaltung, durch phyſiſche, moraliſche oder politiſche Hinderniſſe abgehalten, nicht ſelbſt führen kann, kein unmittelbarer Staatsbürger ſeyn könne. Es ſcheint mir ſo natürlich, daß ein ſolcher Menſch unter dem unmittelbaren Schutz und der Aufſicht eines angeſeſſenen Bürgers ſtehen müſſe, und nur mittelbar den Schutz des Staates genießen könne. Welcher Richter iſt ſo gefühllos, daß er nicht eine gewiſſe Beklemmung fühlt, wenn Vater und Sohn vor ihm im rechtlichen Streit ſtehen, und iſt, oder ſollte denn das Verhältniß zwiſchen Herrn und Knecht anders ſeyn?

Mein Knecht iſt mein angenommener Sohn, meine Magd meine Tochter. Entehrung, Verluſt aller hausväterlichen Gerechtſame, brandmarke den Hausvater, der dieſen ehrwürdigen Namen zum Tyranniſiren mißbraucht. Aber dieß iſt unmöglich, wer tyranniſirt, hört ipso facto auf, Hausvater zu ſeyn, und muß, wie ein Wahnſinniger oder Alberner, unter Vormundſchaft geſetzt werden, aber ſo lange er ſich des hausväterlichen Namens nicht

unwürdig gemacht hat, ſo ehre der Staat ſeine Rechte, und miſche ſich nicht in Familienangelegenheiten.

Keine Geſindeordnung, kein geſetzlich beſtimmtes, nicht zu überſchreitendes Lohn, kein Abſchiedzwang und wie alle die Flickmittel heißen, womit man geſucht hat, das muthwillig zerrißne Band zwiſchen Herrn und Knecht wieder zuſammen zu knüpfen, iſt haltbar. Jede Familie hat in der Reihe ihres Geſindes Feinde, deren Verrath ſie befürchten, gegen deren Raub ſie ſich in Sicherheit ſetzen muß; jedes Geſinde weiß es nur zu gut, daß es nicht anders als eine Maſchine angeſehen werde, die man ſo lange als möglich zu nutzen ſucht, und alsdann gleichgültig ins Feuer wirft.

Alle Haushaltungen, auch nicht eine ausgenommen, führen einen unſterblichen Familienkrieg, und man wundert ſich über den Geiſt der Zeit, der alles zum Bürgerkriege bereit macht.

Wenn der ſelbſt arbeitende Landmann nichts weiter von ſeiner Frau fordert, als die Pflege ſeiner Kinder, ein freundliches Geſicht und eine warme Schüſſel, ſo iſt das Weib in ihrem natürlichen Zuſtande, und die namenloſen Glückſeligkeiten des Eheſtandes finden ſich von ſelbſt; aber ſteht der Mann in höheren Verhältniſſen, entfernen ihn politiſche oder mercantile Geſchäfte von der Handarbeit, muß er die Dienſte ſeiner Kinder durch Käuflinge erſetzen, ſo wird das Verhältniß anders. Er begeht dann eine baare Ungerechtigkeit, wenn er nun noch die Beſorgung der innern Haushaltung von ſeiner Frau verlangt. Nur beſondere Neigung kann ſie zu dem Geſchäfte fähig machen. Aber verbrecheriſch handelt auch ſie, wenn ſie ſich in dieß Geſchäft hinein dringt, ohne Luſt und guten Willen zu haben, es auszuführen. Für gebildetere Stände hat die Frau hinlänglich zu thun, ſich mit den Kindern zu beſchäftigen, ihren Mann und deſſen Geſellſchaft zu unterhalten, und ſie hat die ganze Reihe ihrer Pflichten erfüllt. Nie-

mand kann und darf mehr von ihr verlangen; aber miſcht ſie ſich ohne Neigung in die Geſchäfte der größern Haushaltung, ſo kann ſie gewiß ſeyn, daß ſie ihre Familie ins Verderben führt. Der Mann, der ſeine Frau liebt und ehrt, muß alsdann jede Unordnung überſehen, um ſie nicht zu compromittiren, doch wird dieſe Duldſamkeit dem Geſinde nur zu bald ſichtbar, und dieß weiß, als ein liſtiger Feind, ſchnell davon Gebrauch zu machen.

In der Regel iſt alſo die Frau des Gutsbeſitzers nicht nothwendig Landwirthin, und hat ſie dieß Geſchäft freywillig übernommen, ſo muß ſie, wie jede andre Bediente, genaue Rechenſchaft ablegen. Viel beſſer, man ſchenke der Frau hundert Thaler, als daß man ihr den Irrthum eines Pfennigs in ihren abzulegenden Rechnungen überſehe, oder, wie es nicht ſelten verlangt wird, gar keine Rechenſchaft von ihr fordere. Am allergefährlichſten ſind Anweiſungen auf gewiſſe Einkünfte aus der Landwirthſchaft. Sie werden zum Nachtheil des Ganzen erhoben, und Koſten und Verluſt fallen allezeit auf den Hausvater, indeß der Gewinn dem landwirthſchaftlichen Gewerbe entzogen wird.

Jagd, Jägerey. Die Kunſt, die wilden Thiere, das Wild zur rechten Zeit zu fällen, und es pfleglich zu erhalten. Dieſer Theil der Landwirthſchaft ging dem Ackerbau voran, und ward nicht nur des Nutzens, ſondern auch des Vergnügens wegen bald kunſtmäßig betrieben. Die Jäger oder Weidmänner erlernen ihre Kunſt zunftmäßig, und haben eine Kunſtſprache, welche, um die Jagdluſt großer Herren zu vermehren, beybehalten werden kann, die aber dem Landwirthe, der die Jägerey als einen Theil ſeines Gewerbes treibt, nicht anſtändig iſt. Die Jagd wird in die hohe und niedere Jagd, zu der in manchen Gegenden noch die mittlere Jagd kommt, abgetheilt, aber auch dieſe Eintheilung geht nur den Landwirth in ſo

fern an, in ſo fern dadurch ſeine Gerechtſame zur Jägerey, ſein Jagdrecht ausgedehnt oder beſchränkt wird. Der Geſichtspunkt, von welchem das Jagdweſen, als Theil der Landwirthſchaft, angeſehen werden muß, iſt der: daß das Wild zwar erhalten werden, aber weder dem Ackerbau noch der Holzcultur Schaden thun, und den möglichſten Nutzen gewähren muß, daher ſind alle koſtbare Jagdanſtalten für den Landmann nicht, und er kann ſehr wohl dieſe Kenntniß entbehren, die Jagd mit Büchſe und Flinte iſt allein für ihn ſchicklich. Es wäre zu wünſchen, daß es jedem erlaubt ſey, das Wild, welches ſich auf ſeinem Boden findet, zu fangen und zu tödten. Das Wild gehört, in einem cultivirten Staate, in Thiergärten, und ſollte andrer Orten, wie andre ſchädliche Thiere, ausgerottet werden. So lange aber dieß ein frommer Wunſch bleibt, ſo muß ſich der Landmann mit den Landesgeſetzen bekannt machen, und Hägezeit und andre Vorſchriften zur Erhaltung der wilden Thiere beobachten. Zum Vogelfang bedient man ſich der Netze und Schleifen, ſo wie zum Einfangen der Raubthiere auch wohl der Fangeiſen.

Inſecten. Unmittelbaren Nutzen gewähren wenige Inſecten, wie z. B. der Krebs zur Nahrung, die Biene durch Honig und Wachs, die Seidenraupe durch ihr Geſpinſt, mehrere thun unſern Pflanzungen Schaden, und entgehen unſrer Verfolgung durch ihre Kleinheit und große Vermehrung. Die in vielen Büchern vorgeſchlagenen Mittel bedürfen großer Prüfung, nur ſelten ſind ſie von allgemeiner und zweckmäßiger Wirkung. Oft ſind die auf Erfahrung gegründeten Mittel nur ein zufälliges Zuſammentreffen, wie der Stock im Winkel die Urſache des Regens.

Wir erſtaunen nicht ſelten, Ungeziefer, wie wir alle die uns läſtigen Thiere der kleinern Gattungen zu nennen pflegen, in übergroßer Menge entſtehen und wieder ver-

ſchwinden zu ſehen. Aber es ſcheint mir zu ſehr überſehen zu werden, daß nur Thiere einer Art die Thiere der andern im Gleichgewicht erhalten können; indem wir einen Vertilgungskrieg gegen die eine führen, vermehrt ſich die andre und wird uns läſtig, da beyde wohl neben uns ſich ihres Daſeyns freuen könnten, ohne uns zu ſchaden, wenn wir nur billig genug denken, nicht alles allein verſchlucken zu wollen. Thiere, welche Feinde andrer Gattungen ſind, erhalten oft ihre Bildung in ganz andern Gegenden, unter dem Schutze ganz andrer Pflanzen, als diejenigen ſind, wo ihnen bey völliger Ausbildung ihr Geſchäft angewieſen iſt. Um beym allgemein Bekannten ſtehen zu bleiben. Wie viel Inſecten erhalten ihre Erziehung im Waſſer, deren Geſchäft zur Zeit der Reife auf dem trocknen Lande iſt? Manche Thierchen, welche uns ſehr läſtige Gäſte vermindern, ſind nur dem Vergrößerungsglaſe ſichtbar; manche werden noch lange unentdeckt bleiben. Man denke hier an Käfer und Schmetterlingsläuſe. Aufmerkſame Beobachter wollen es bemerkt haben, daß die Raupe, welche unſre Tannenwälder verwüſtet, nie in zu großer Menge in Waldungen erſcheint, welche mit Laubholz untermiſcht ſind. Wäre vielleicht das Laubholz die Erziehungsanſtalt eines Inſects, welches die Vermehrung der Tannenraupe in Schranken hält?

Kalk, Calx. Dieſe Erdart kommt in allen drey Reichen der Natur vor, ſie macht Beſtandtheile der Thiere und der Pflanzen, erſcheint aber im Mineralreich allezeit mit Sauerſtoff gebunden, und iſt dem Landmann als Mergel (Märgel) merkwürdig. Macht derſelbe die Sohle des tragbaren Bodens aus, ſo entzieht er, vermöge ſeiner Eigenſchaft die Feuchtigkeit zu verſchlucken, dieſe der Krume, und bewirkt ſo genannte Brandſtellen, iſt derſelbe aber geſättigt, ſo läßt er die Feuchtigkeit nicht durch, daher bey naſſer Witterung auf der Oberfläche ſo genannte Sauerſtellen entſtehen; hingegen iſt Kalk als Beymiſchung

der Dammerde ein Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit, und wird häufig als Dungmittel angewandt. Kreide, Mergel, gemeiner Kalk, Torf und Roogenſtein können dazu gebraucht werden. Der Gyps oder die vitriolſauren Kalkarten enthalten in dem Vitriol noch ein Reizmittel mehr zur Vegetation. Durch Brennen, oder durch Abtreiben der Kohlenſäure vermöge des Feuers, erleichtert man nur die Zerkleinerung, der Kalk nimmt die Säure ſogleich aus der Atmoſphäre wieder an, doch kann ſeine ätzende Eigenſchaft, bevor er mit Säure wieder geſättigt iſt, den Pflanzen gefährlich werden, aber auch Ungeziefer und Unkräuter vertilgen.

Der technologiſche Gebrauch des Kalkes zu Mörtel iſt bekannt, und die Anlage einer Kalkbrennerey eine ſehr einträgliche Nebenbeſchäftigung für den Landwirth, wenn die Kalkgrube ergiebig und das Brennmaterial wohlfeil iſt. — In der Haushaltung wird gebrannter oder lebendiger Kalk zu den Aetzlaugen gebraucht, deren man ſich beym Seifenſieden und andern ſolchen Geſchäften bedient.

Kartoffel. Eine Beobachtung neuerer Zeit hat es erwieſen, daß, wenn der Acker gehörig bearbeitet worden und das dem Kartoffelbau günſtige Erdreich gewählt iſt, alsdann das gewöhnliche Behäufeln nicht nöthig ſey, vielmehr die unbehäufelten Kartoffeln größere Knollen anſetzen, und eine vollſtändigere Reife erhalten.

Ich finde ſogar in dieſem für nöthig gehaltenen Anhäufen eine, oder vielleicht die einzige Urſache der bekannten Klage über das Ausarten dieſer wohlthätigen Frucht.

Die mit Erde bedeckten Augen treiben nämlich aufs neue Knollen. Sie entziehen daher nicht nur den zuerſt angeſetzten die Nahrung, ſondern dieſe letzten Früchte erlangen auch nicht die gehörige Reife, bleiben kleiner und unvollſtändiger. Nun werden in gewöhnlichen Haushal-

tungen gerade dieſe, wegen ihrer mittleren Größe, zum Ausſtecken genommen, es iſt daher ganz natürlich, daß die Früchte einer ſolchen unvollſtändigen Knolle ſchlechtere Art geben müſſen.

Dieſe Erklärung der von Zeit zu Zeit bemerkten Verſchlechterung der Kartoffeln dünkt mir wenigſtens natürlicher als der Einfall des Herrn Stockmar, welcher behauptet, daß die Nachbarſchaft der ſogenannten Viehkartoffeln die Verſchlechterung bewirke. Denn der Keim der Knolle kann nicht begattet, und alſo auch nicht durch Nachbarſchaſt verunreinigt werden. Dieſe Behauptung iſt um deſto ſonderbarer, da Herr Stockmar behauptet, daß ſich die Knollen durch Erzeugung aus dem Samen veredeln laſſen. Aber dieſer, nicht jene ſind ja der Begattung unterworfen, und daher der Veränderung durch Nachbarſchaft ausgeſetzt.

Unangehäufte Kartoffeln haben, außer dieſem für die Erhaltung dieſer unſchätzbaren Frucht bemerkten Vortheil, noch folgenden ökonomiſchen Nutzen.

Es können zwiſchen den Kartoffelpflanzen rankende Erbſenarten geſteckt oder geſäet werden, dieſe finden, beſonders in trocknen Jahren, Schutz unter der Kartoffelpflanze, und werden reichlichen Gewinn geben, kriechende Erbſen werden aber unter den Kartoffeln verdämmt, ſind daher nie unter dieſelben zu pflanzen.

Knochen. Es iſt zu bewundern, daß die in den Küchen des Luxus längſt bekannte Benutzung der Knochen zu Kraftbrühen jetzt erſt allgemein bekannt wird, noch mehr aber, daß dieſe vortrefliche Nahrung, bey der allgemeinen Klage über die Theurung der Lebensmittel, nicht mehreren Eingang findet, und ihr Genuß nicht mehr von der Landespolizey befördert wird, welches durch die Vorbereitung der Knochen geſchehen könnte, da die Zerſtampfung allerdings in der Küche des Armen einige Schwierigkeiten hat.

Koffe, Coffea L. Der Kern dieſes Baumes und das daraus bereitete Getränk hat ſich ſo wichtig auch für den Landmann gemacht, daß ich ihn nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen kann. Die unermeßlichen Summen, welche bey der allgemeinen Beliebtheit des Koffes aus den deutſchen Ländern gehen, haben den Wunſch der Regierungen herbey geführt, dieſem Aufwande Schranken zu ſetzen, und da jeder Wunſch derſelben auch ihre gelehrten Vertheidiger findet, ſo haben Aerzte nicht unterlaſſen, mit vollen Backen über die Entartung der Menſchheit durch den Koffe zu ſchreyen; deſſen ungeachtet hat weder dieß Geſchrey, noch Auflagen und Verbote die Ausbreitung hindern können. Dieſe Erfahrung ſollte doch darauf aufmerkſam machen, daß der Koffe auch für den gemeinen Mann und für den Handarbeiter weſentlichen Nutzen habe.

1) Troz Auflagen, Seekrieg und Alleinhandel und dem daher entſtehenden hohen Preiſe iſt er noch immer eine ſehr wohlfeile Speiſe, die 2) ſehr leicht gemacht iſt, die Hausmutter alſo in ihren Morgen und Mittaggeſchäften wenig ſtört; 3) aber, was mir das wichtigſte dünkt, der Koffe ermuntert, ohne zu ſättigen, um nicht ganz kraftlos zu bleiben, ſpeiſt der Arbeiter Butterbrod dazu, und vermiſcht den Koffe mit Milch. Aeße er ſich ſatt während der Arbeitsſtunden, ſo würde er entweder ruhen wollen, oder doch träge die Arbeit wieder anfangen, denn es iſt jedem thieriſchen Körper natürlich, nach der Sättigung zu ruhen, darum braucht er nur Reizmittel, bis die Arbeit vollendet iſt, und ißt ſich am Abend an kräftigen nahrhaften Speiſen recht ſatt, darum ſorge man nur dafür, daß ihm dieſe nicht fehlen, ſo wird der Koffe, weit entfernt Schaden zu thun, ihm vom größten Nutzen ſeyn, und der Staat wäre verpflichtet mit der ängſtlichſten Sorgfalt für einen hinlänglichen Vorrath Koffebohnen zu ſorgen. Die Erſchwerungen, welche man dem Eingange

dieſer Bohne gemacht, haben es bewirkt, daß man Surrogate zu finden geſucht, und faſt alles dazu verſucht hat, was nach dem Brennen das Waſſer braun färbt. Vom Geſchmack will ich nicht reden, der ohnehin, auch bey ganz reinen Bohnen, nach der Behandlung des gemeinen Mannes nicht der beſte iſt, aber alle Koffeſurrogate haben eine beſondre arzeneyliche Wirkung, können daher nie zum allgemeinen Gebrauche empfohlen werden, die gedörrten Möhren ſind vielleicht das unſchuldigſte, auch verderben ſie nicht ſehr den Geſchmack. Immer muß aber der Koffe der Hauptbeſtandtheil bleiben, weil nichts ſo angenehm die Nerven reizt, als dieß Getränk.

Koppelwirthſchaft iſt eine Art Wechſelwirthſchaft, bey welcher der Viehzucht und zwar der Weidezucht ein beträchtliches Uebergewicht über den Ackerbau gegeben wird. Nutzen oder Schaden einer ſolchen Wirthſchaft läßt ſich nur nach Localkenntniß beurtheilen.

Land, Acker, Boden, Feld ſind Wörter, welche den Gegenſtand, mit welchem es die Landwirthſchaft zu thun hat, bezeichnen, und alle auf die Oberfläche der Erde hindeuten. Werden ſie gleich nicht ſelten als völlige Synonima gebraucht, ſo enthält nichts deſto weniger jedes noch einen beſondern Nebenbegriff. Land nämlich bald im Gegenſatz des Meeres, welches zwar einen Theil der Erdoberfläche, aber deſſen Benutzung nie einen Gegenſtand der Landwirthſchaft ausmacht, bald im Gegenſatz der Stadt, welche bekanntlich in Deutſchland zu Schutz und Trutz entſtand, und bey mehrerer Cultur der Staatsverbindung, jetzt den Städter und den Landmann in ganz andre Verhältniſſe ſetzt. Die Politik der Regierungen beſtimmen die Gränzen der Land- und ſtädtiſchen Nahrung; die Regierungen müſſen darauf Bedacht nehmen, die offnen Städte, als den eigentlichen Sitz der Handwerke, der Künſte und des Handels, in Bevölkerung

und Entlegenheit von ländlichen Nahrungen, ſo zu vertheilen, daß ſich Stadt und Landwirthſchaft gegenſeitig die Hand biete. Die Natur und Abſicht der Städte ſcheint ihren Einwohnern den Wirkungskreis ihrer Geſchäfte angewieſen zu haben, dennoch giebt es leider aus ältern Zeiten ſogenannte Ackerſtädte, deren Bewohner gemeiniglich eben ſo ſchlechte Künſtler als Bebauer des Erdbodens ſind; warum aber der Landbewohner nicht jede Nahrung treiben könne, zu der er Fähigkeiten beſitzt, iſt aus der Natur nicht wohl zu erklären, die Beſtimmungen und Beſchränkungen des ländlichen Wirkungskreiſes und deren Zweckmäßigkeit können nur von der Regierung überſehen werden, und dem Bewohner des platten Landes ſteht jede Nahrung offen, welche die Geſetze nicht behindern.

Landgut iſt eine Strecke Landes, welche unter dem Schutze des Staates, durch gewiſſe Gränzen beſtimmt, und einem oder mehreren zur Benutzung ausſchließlich eingeräumt iſt. An ſich können ſie eingetheilt werden in vollſtändige, bey welchen ſich alle Theile der Landwirthſchaft in richtigem Verhältniſſe unter einander finden, und in mangelhafte, bey welcher Theile der Landesökonomie ganz fehlen, oder doch nicht in richtigem Verhältniſſe mit den übrigen ſtehen. Sowohl nach dieſem Verhältniſſe, als nach der Tragbarkeit des Bodens, theilt man die Landgüter in gute, mittle und ſchlechte Güter ein, und verſteht darunter, daß ein Gut vor dem andern nach gewöhnlicher Landesart bewirthſchaftet, einen höheren oder ſchlechteren Ertrag gebe. Man verwechſele aber nicht Ertrag mit Gewinn. Ein Gut von ſehr hohem Ertrage kann für den Beſitzer von ſehr geringem Gewinn ſeyn, wenn er auf deſſen Beſitz ein ſehr großes Kapital rechnen muß, hingegen kann ein ſchlechtes, wohlfeil erworbenes Landgut, durch Fleiß ſich weit höher verzinſen, als das beſte, theuer erkauft und nach Schlendrian be-

wirthſchaftet. Der wichtigſte Unterſchied der Landgüter beſteht aber in der Art des Beſitzes, und dieſer iſt ſo mannichfaltig, daß darüber nur etwas zweckmäßiges zu ſagen, ein ganz eignes Werk erfordern würde. Eigentlich ſollte jeder Menſch Landwirthſchaft treiben, und behielte dann Zeit genug übrig, nebenher ſich auf eine jede andre Art zu beſchäftigen. Sehr wahr ſagt ein alter ſineſiſcher Kayſer: „Wenn ein Mann nicht ackert, ein Weib nicht ſpinnt, ſo leidet dafür jemand Hunger oder Kälte;“ aber nicht dieß allein iſt der Nachtheil, der daraus entſteht, daß ſich viele nicht ſelbſt mit Landbau beſchäftigen mögen. Alle andre Beſchäftigungen und ſelbſt die Landwirthſchaft, als ausſchließender Nahrungszweig, verzehren entweder den Körper oder den Geiſt vor der Zeit, welche die Natur beſtimmt hat; nur eine mäßige Bearbeitung der Erde ſetzt Körper- und Geiſteskräfte in ruhiges Gleichgewicht, und nur dann, wenn jeder ſeinen Garten mit eigner Hand beſtellt, werden wir keinen ſtupiden Bauer, und keinen an Körper und Herzen verkrüppelten Gelehrten mehr finden. So lange indeß ein großer Theil der Nation nicht graben will, ſo zeichnen ſich in Anſehung der Art des Beſitzes vorzüglich zweyerley Arten Landgüter aus: 1) Bauergüter, auf ihnen muß das, was die übrigen Klaſſen von Menſchen bedürfen, hervorgebracht werden, 2) da die Volksmaſſe indeſſen noch nicht groß genug iſt, alles Land zu bebauen, ſo haben Menſchen ſich im Beſitz größerer Landesportionen geſetzt, welche ſie kaufmänniſch ſo gut oder ſo ſchlecht benutzen, wie es ihnen die Umſtände erlauben: Domainen und adliche Güter.

Landmann. Landleute ſind alle die, welche auf dem Lande ſich beſchäftigen, von demjenigen an, der ängſtlich die Arbeit und den kargen Verdienſt des folgenden Tages ſucht, bis auf den, der in ſeinen ländlichen Beſitzungen ſorgenlos ſchwelgt.

Landwirthe aber ſind nur diejenigen, welche der Erde die Früchte abzugewinnen ſuchen. Doch auch deren ihr Zuſtand iſt ſo verſchieden, daß er einer beſondern Klaſſification bedarf. Diejenigen, auf welche vorzüglich Rückſicht zu nehmen, ſind ſolche, welche bäuerliche Nahrung treiben, ſie ſind die eigentliche Stütze der Nation, und nur dann kann man ſagen, ein Land ſey übervölkert, wenn kein Land einem Bauer mehr einzuräumen, keine Bauernahrung mehr theilbar iſt. So lange indeß dieſe Menſchenmenge nicht vorhanden iſt, ſo haben ſich andere in Beſitz größerer Landſtrecken geſetzt, welche ſie kaufmänniſch ſo gut und ſo ſchlecht benutzen, als es die Umſtände erlauben. Sie können nur dadurch gewinnen, daß ſie ihrer Thätigkeit den größtmöglichſten Spielraum geben. Ein kleiner Gutsbeſitzer, der auf Gewinn geht, bleibt immer ein unglücklicher Krämer, der mit Noth kämpft. Noch iſt eine dritte Klaſſe Landwirthe: gebildete Männer, welche den Wiſſenſchaften obliegen, oder andre Geſchäfte treiben, und nur deshalb Landwirthe ſind, um die Ruhe und Annehmlichkeiten des Landlebens zu genießen. Sie können auf gar keinen oder nur geringen Gewinn rechnen, da ſie Arbeitern und Aufſehern einen beträchtlichen Antheil billig überlaſſen müſſen, und müſſen auf andre Mittel bedacht ſeyn, ſich in ſorgenloſer Unabhängigkeit zu erhalten. Haben ſie dies nicht überſehen, ſo haben ſie allerdings ein beneidenswerthes Loos erwählt.

Landwirthſchaft iſt diejenige Kunſt, welche ſich damit beſchäftigt, die Producte der Erdoberfläche zu vermehren, zu veredlen, zu gewinnen und nutzbar anzuwenden. Man erlaube mir hier einen ſyſtematiſch-tabellariſchen Entwurf der geſammten Landwirthſchaft einzuſchalten, und ſehe ſolchen als den Stamm dieſes ganzen Werkes an. Die engen Gränzen, welche ich mir bey dieſem Werke geſteckt habe, erlauben mir keine Ausführung nach dem hier entworfenen Plane.

Die Landwirthſchaft beſteht aus folgenden Haupt- und Unterabtheilungen:

A. Eigentliche Landwirthſchaft oder die Bearbeitung der Erde zum Pflanzenbau und zur Thierzucht.

A. Pflanzenbau. Dieſer ſetzt die Kenntniß der Erde und ihrer Fruchtbarkeit, die Kenntniß der Pflanzen und die Kenntniß der Mittel, die Fruchtbarkeit zu erhalten und zu vermehren voraus.

I. Acker und Feldbau. Erſterer hat nur den Anbau der Getreidearten (in Deutſchland: Weizen, Roggen, Gerſte und Hafer) zum Gegenſtande, die Cultur anderer Gewächſe iſt nur als Nebengeſchäft anzuſehen, da ſie beym Feldbau oft die Hauptſache ausmacht.

1. Von den Kräften zur Bearbeitung der Erde.

a. lebende: Menſchen, Thiere.

b. todte Werkzeuge.

a. Pflug. Arten: 1. Pflug. 2. Haken. Unter- und Spielarten.

b. Ege.

c. Walze.

2. Vom Getreidebau, und zwar: Weizen-, Roggen-, Gerſten- und Haferbau, desgleichen Dinkel, Erbſen, Linſen, Buchweizen und andere.

3. Vom Fruchtbau. Ich begreife unter dem Namen Frucht alle die zur Speiſung dienlichen Gewächſe, welche, wenn ſie mit dem Ackerbau in Verbindung geſetzt ſind, zum Feldbau gehören, da ſie ſonſt zum Gemüß- und Küchengartenbau gehören.

4. Vom Fabriken-, Handels- und Medicinalkräuterbau.

a. Genußpflanzen.
a. Gewürzpflanzen.
b. Tabak.
b. Farbepflanzen, und zu anderem Fabrik- und Manufacturgebrauch.
c. Pflanzen, welche wegen ihrer Heilkräfte den Anbau verdienen.
5. Futterkräuterbau, insbeſondere Kleearten und Luzern.
6. Von Eintheilung der Felder.

II. Vom Gartenbau.

1. Von den Werkzeugen.
2. Vom Küchen- und Gemüßgarten. 1. Von den Pflanzen, deren Früchte und Saamen. 2. deren Wurzeln und Knollen. 3. deren Blätter oder andere Theile geſpeiſt werden.
3. Vom Handelskräuter- und Medicinalgartenbau. Hier erſcheint das als Hauptſache, welches I. 4. nur Nebenſache war.
4. Vom Obſtbau. Von der Saat und Baumſchule, vom Anbau und der Zucht ſowohl des Stein- als Kernobſtes.
5. Vom Blumengarten.
6. Von der Zucht zärtlicher Pflanzen, oder von deren Erziehung zu ungewöhnlichen Zeiten. Gewächshäuſer, Treibereyen, Miſtbeete, Lohkaſten, Glas- und Winterhäuſer ꝛc.
7. Von Anlegung eines ſchönen Gartens.

III. Vom Wieſenbau.

1. Von Benutzung, Erhaltung und Verbeſſerung natürlicher Wieſen und Weiden.
2. Von künſtlichen Wieſen oder vom Grasbau, desgleichen auch von Grasgärten.

3. Von der Verbindung des Feldbaues mit dem Wieſen- und Weidenbau: Koppel- Schlag- und Wechſelwirthſchaft.

IV. Vom Waldbau.

1. Von Benutzung, Erhaltung und Verbeſſerung beſtehender Wälder.

2. Vom geregelten und dem Feldbau zweckmäßig untergeordneten Holzbau.

V. Vom Weinbau. In nördlichen, dem Ackerbau günſtigen Ebnen, hört der Weinbau auf, ein Hauptgegenſtand der Oekonomie zu ſeyn, und wird nur ein kleiner Theil des Gartenbaues.

B. Von der Thierpflege.

I. Von der Pflege der Hausthiere: der Pferde, der Eſel und Mauleſel; des Rindviehes; der Schafe, Ziegen, Schweine, Kaninchen, der Hunde und Katzen — der Truthühner, Hühner, Gänſe, Enten und Tauben — der Bienen und Seidenraupen.

II. Von der Pflege der übrigen Thiere und deren Benutzung.

1. im wilden Zuſtande. Von der Jagd und den Jägergeſchäften.

2. Von der geordnetern Benutzung wilder Thiere, der vierfüßigen in Wildgehägen und Thiergärten, des Federwildes in Faſanerien, der Schnecken in beſondern Gärten.

III. Von der Benutzung und Pflege der Fiſche, und zwar

1. der wilden in Flüſſen, Bächen und Landſeen.

2. der geordneten, oder der ſogenannten Teichwirthſchaft. Als Anhang muß auch in der Abhandlung von der Fiſcherey von Flußſchildkröten, Fröſchen, Neunaugen uud Krebſen gehandelt werden.

Anhang zur Abhandlung A. von der eigentlichen Landwirthſchaft: 1. Vertilgung der Unkräuter, ſo wie 2. der Unthiere, denn ſo benennen wir Pflanzen und Thiere, welche unſern Zwecken hinderlich ſind.

B. Haushaltung oder die Kunſt, die beſten Mittel zur Erhaltung der Landwirthſchaft anzuwenden. Hierzu gehört

1. die Kenntniß von der beſten Anlage der wirthſchaftlichen Gebäude und Höfe.
2. Die Wahl, Regierung und Leitung der Arbeiter und des Geſindes, ihre Belohnung und Beköſtigung und die Berechnung des richtigen Verhältniſſes der Arbeiter zur Arbeit, und der Koſten zum Gewinn.
3. Die Kenntniß der Scheunengeſchäfte: vom Einfahren, Banſen, Dreſchen und Aufmeſſen.
4. Vom Aufbewahren des Getreides inſonderheit, und der landwirthſchaftlichen Producte überhaupt.
5. Von Benutzung der ländlichen Producte der Thierzucht, inſonderheit von den Molkengeſchäften.
6. Vom häuslichen Gebrauch der ländlichen Producte: vom Kochen, Brauen, Brantweinbrennen, Backen, Schlachten, Lichtziehen, Seifenſieden, Oelpreſſen ꝛc.
7. Von der landwirthſchaftlichen Buchhaltung: Cultur- und Productentabellen.

C. Vom landwirthſchaftlichen Handel, oder der Kunſt zur rechten Zeit zu kaufen und zu verkaufen, und darüber richtige Bücher zu führen.

D. Von ſolchen Geſchäften, welche, obgleich kein Gegenſtand der Landwirthſchaft, dennoch ſich mit derſelben nutzbar vereinigen laſſen.

1. Benutzung der Erden zu technologiſchem Gebrauch, als Kalkbrennereyen, Thongruben, Ziegelbrennereyen.

2. Weitere Verarbeitung und Veredelung landwirthſchaftlicher Producte, als: Spinnerey und Weberey, Brau- und Brennereyen, Stärkefabriken ꝛc.
3. Techniſche Arbeiten zur Ausfüllung müßiger Stunden und Zeiten: Verfertigung allerley Holzgeräthes, Korbflechten, Netze ſtricken ꝛc.

Laubbeete, d. h. Beete, mit dürrem Laube bedeckt, dienen dazu, die Wurzeln zärtlicher Pflanzen vor der Kälte zu ſchützen. Gutes trocknes Laub, muß deshalb der Gärtner allezeit vorräthig haben, dieß giebt mit der Zeit die Lauberde, welche als eine wahre Pflanzenerde eine vorzügliche Düngung giebt.

Lehm. Dieſe Erde, welche aus der Vermiſchung von Thon und Sand beſteht, hebt durch entgegengeſetzte Wirkungen die nachtheiligen Wirkungen auf, welche jede einzeln hat; iſt ſie nun hinlänglich mit Dammerde gemiſcht und bedeckt, ſo beſitzt man den vortheilhafteſten Boden zur Ackerkultur. Die Beymiſchungen von Kalk, Eiſen u. a. ſind zufällig, können aber in geringen Beymiſchungen zur Fruchtbarkeit beytragen. Wer es weiß, was Lehm iſt, wird auch wiſſen, wie er denſelben durch Kunſt erlangen kann, nämlich dadurch, daß er Thon mit Sand, und dieſen mit Thon vermiſcht, ob aber dabey Gewinn oder Verluſt ſey, das kann nur Lokalität entſcheiden.

Maaß, Gewicht und Münze; dieſe Normalgrößen, nach denen man allein im Stande iſt, den gemeinen Werth von irgend Etwas zu beſtimmen, iſt aber deshalb dem Landwirthe von der äußerſten Wichtigkeit. Kaum iſt ein Menſch ſo einfältig, daß er dieſe Größen, ſo wie ſie in ſeiner Gegend üblich ſind, nicht kennen ſollte, dennoch haben ſelbſt Landwirthe davon nur eine ſo oberflächliche Kenntniß, daß ſie ſich von jedem Krämer betrügen laſſen. Aber die Geſchäfte des Oekonomen ſind nicht auf ſeine Gegend beſchränkt, er hat es auch mit dem Auslande zu

thun, und überall, oft bey dem nächſten Nachbar findet er anderes Maaß, andere Münze, anderes Gewicht. Alſo auch die Normalgrößen anderer Länder müſſen ihm bekannt ſeyn; hierzu dienen nun Aequations- oder Vergleichungs-Tabellen, in welchen die verſchiedenen Größen, mit andern allgemein bekanntern verglichen werden. Doch wegen der übergroßen Menge ſind dergleichen Tabellen nie vollſtändig, und der 2te Fehler iſt, daß der Landwirth von der, in ſolchen Tabellen angenommenen Normalgröße, die der Genauigkeit wegen ſehr klein ſeyn muß, keinen anſchaulichen Begriff hat, und die Theile, und hunderttauſend Theile ſeiner Tabelle, recht eigentlich anſieht, wie die Kuh das neue Thor. Der Landmann muß, um dieſem Uebel abzuhelfen, ſich eine eigne Normalgröße, von der er ſich eine recht anſchauliche Kenntniß erworben hat, beſtimmen, und darnach die ihm vorkommenden Maaße und Größen berechnen und ſich darüber ſelbſt eine Tabelle verfertigen. Da der Unterſchied der verſchiedenen Gemäße nicht ſelten Brüche giebt, die ſich im gemeinen Leben nicht wohl ausgleichen laſſen, ſo hat man bey öfter vorkommendem Verkehr eine Handelsgleichung angenommen, wobey Schaden oder Gewinn im gewöhnlichen Handel unbedeutend wird, bey größern Käufen und Verkäufen überſehe man aber dieſe Differenz nicht, ſie kann großen Gewinn oder Schaden verurſachen.

Maſchinen. Was durch Maſchinen verrichtet werden kann, dazu müſſen Menſchenhände nicht gemißbraucht werden. Dieß iſt im allgemeinen ein richtiger Grundſatz. Denn je weniger der Menſch mechaniſch beſchäftigt wird, deſto mehr hat er Zeit und Luſt, ſeinen Geiſt auszubilden und dieß iſt, wenn nicht die Beſtimmung derſelben, doch die Tendenz der menſchlichen Natur.

Eine aufmerkſame und für das Wohlſeyn der Menſchen beſorgte Regierung, muß indes dahin ſehen, daß

der Gebrauch einer Maſchine, daß ich mich ſo ausdrük-ken darf, die Menſchen nicht überraſcht.

Diejenigen, welche bis jezt die Arbeit verrichtet haben, welche nun durch eine Maſchine erſezt wird, müſſen Zeit und Fertigkeit gewinnen, ſich durch einen andern Erwerb zu erhalten.

Gemeiniglich wird dieß durch die Trägheit der Menſchen und das Mißtrauen gegen neue Erfindungen von ſelbſt bewirkt. Nur ſelten wird eine neue Maſchine ſo ſchnell und ſo allgemein Beyfall finden, daß eine Klaſſe von Arbeitern dadurch in ihrem Erwerb gehindert würde, und der Staat hat nur nöthig, bey der geprüften Nützlichkeit einer Maſchine, die Arbeiter, welche ſie bisher erſetzten, allmählig auf eine andre Beſchäftigung hinzuleiten.

Dem Privatmann, und beſonders dem Landwirth, ſetzen ſich in vortheilhafter Anwendung der Maſchine mehrere Hinderniſſe entgegen.

1) Muß die Maſchine geprüft zweckmäßig ſeyn. Dieſer Zweckmäßigkeit aber gewiß zu ſeyn, iſt nicht ſo leicht. Es gehört dazu eine oft mehrjährige Erfahrung, und die nützliche Anwendung eines landwirthſchaftlichen Inſtruments iſt oft ſehr lokal.

2) Eine landwirthſchaftliche Maſchine muß einfach und dauerhaft ſeyn. Der Landwirth hat nicht Zeit, ſich mit Inſtrumenten abzugeben, welche eine ſorgfältige Unterhaltung und beſchwerliche Reparatur koſten.

3) Das Material zu einer ſolchen Maſchine muß in der Nähe des Landwirths mit Leichtigkeit zu erhalten ſeyn, und wenn er den Schaden, welchen eine ſolche Maſchine genommen, auch nicht ſelbſt zu erſetzen vermag, ſo müſſen doch dazu taugliche Handwerker ohne Schwierigkeit zu erhalten ſeyn.

4) Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß die Maſchine nicht koſtbarer ſey, als das, was durch ihren Ge-

brauch zu gewinnen iſt, und doch muß dieß wegen der Lobpreiſer mancher Erfindungen, welche ſich ohne Calcul ganz gut ausnehmen, erinnert werden.

5) Zur Leitung einer Maſchine gehören gewiſſe Handgriffe, die nur bey ihr anzuwenden ſind. Da es nun ſehr ſchwer iſt, beſtändig mit Handgriffen, wozu nothwendig Uebung gehört, abzuwechſeln, ſo iſt auch darauf zu ſehen, daß der Maſchinen zu ähnlichem Zwecke nicht zu mancherley ſeyn, überdieß muß der Zweck der Maſchine nicht zu klein ſeyn. Ein ſelten gebrauchtes Inſtrument verdirbt in kurzer Zeit und ſteht überall im Wege. Dieß erwäge man wohl bey den übrigens nicht ganz zu verwerfenden Vorſchlägen, zu den verſchiedenen Ackerarten verſchiedene Pfluginſtrumente zu brauchen. Ein geſchickter und ſeinen Boden kennender Arbeiter verrichtet das oft mit einer Wendung der Hand, wozu der Theoretiker einen eignen Pflug erfindet.

6) Unvollkommne Inſtrumente, beſonders koſtbare und viel Raum einnehmende, müſſen nicht allgemein empfohlen werden. Ich habe mehrere Güter geſehen, auf welchen in großen Gebäuden Dreſch- und Häckerlingmaſchinen waren, aber äußerſt wenige habe ich in brauchbarem Gange gefunden.

7) Das unvollkommnere, jedoch brauchbare, was man einmal eingeführt hat, iſt beſſer als das vollkommnere, welches erſt eingeführt werden ſoll.

Junge thätige Landwirthe ſind vor nichts ſo ſehr zu warnen, als vor der muthvollen Ergreifung jeder neuen Erfindung. Die nutzbarſte iſt nicht ohne große Vorſicht einzuführen. Dieß ſey den Kameraliſten geſagt, welche gleich den Landmann durch Befehle zwingen wollen, dieß oder jenes an ſeiner bisherigen Gewohnheit abzuändern.

Naturalien, Naturprodukte, Erzeugniſſe der Natur, heißen alle Körper, welche ohne Zuthun menſchlicher Kräfte erzeugt worden ſind. Der Gegenſatz iſt

Kunſtprodukte, Erzeugungen modificirt durch die Kraft des Menſchen. Alle Gegenſtände der Landwirthſchaft ſind daher nur ſehr uneigentlich Naturprodukte zu nennen, denn es iſt der Natur des kultivirten Menſchen durchaus zuwider, die Natur zu genießen, wie ſie iſt, er muß ſie verändern, um ſie genießbar zu machen. Getreide, im vielleicht nicht mehr auszumittelnden natürlichen Zuſtande ſind Grasarten, die den unglücklichen Jäger vielleicht den Hungertod friſteten, aber keine menſchliche Nahrung. Kultur muß dieſes Gras erſt zu Weizen oder Roggen machen, und erhöhete Kunſt Brod daraus bereiten, ehe es menſchliche Nahrung wird. Wurzeln, Körner, rohes Fleiſch, Waſſer, ernähren die thieriſche Natur; kultivirte Gewächſe, am Feuer bereitetes Fleiſch und geiſtreiche Getränke nähren den Menſchen. Aber Getränk und Speiſe müſſen im Ebenmaaß ſtehen, um den Menſchen nicht zur wüthenden Beſtie zu machen. Ein Wink für Regierungen, die den gemeinen Mann gern bey trocknem Brode erhalten, indes ſie Bierbrau- und Branntweinbrennereyen, aus landesväterlicher Vorſorge, zu befördern ſich angelegen ſeyn laſſen, und mit philoſophiſchem Stumpfſinn, neben dem reizenden Schenkkranz, das Reſcript affigiren, welches die Schädlichkeit des Branntweintrinkens auseinander ſetzt.

Obſtbau. Ueber den Obſtbau iſt ſo viel Gutes und Schlechtes geſchrieben, er iſt ſo vielfältig von Schriftſtellern anempfohlen worden; die Regierungen haben es an Aufmunterungen, Befehlen und Vorſchriften ſo wenig mangeln laſſen, der Genuß des Obſtes iſt dem Menſchen ſo angenehm und erquickend, daß man billig darüber erſtaunen muß, daß die ganze Erde noch nicht in einen Obſtgarten verwandelt iſt, doch haben, zum Erſtaunen der Lobpreiſer des Obſtbaues, ſelbſt Strafgeſetze, auf die Vernachläſſigung deſſelben, dieß nicht bewirken können.

Weit entfernt, hier mit dem Troß der Autoren und Kameraliſten in der Litaney von Trägheit, Vorurtheil und Halsſtarrigkeit des Landmannes mit einzuſtimmen, dem doch auch der Apfel wohl ſchmeckt, und der ſeinen Kindern Pflaumen und Nüſſe aus der Stadt mitbringt, weit entfernt, es unbegreiflich zu finden, daß der Bauer den veralteten Obſtbaum, den, ich möchte ſagen, ein Ungefähr, in ſeinem Obſtgarten hat aufwachſen laſſen, ſorgfältig pflegt, indes er junge Bäume anzupflanzen ſich nicht entſchließen kann, will ich es lieber glauben, daß ihn vernünftige Gründe leiten, oder die Unmöglichkeit entgegenſteht.

Iſt doch der Anbau der Kartoffel, des Tabaks, der Rübſaat allgemein, und der mehrerer andern Gewächſe an verſchiedenen Orten eingeführt, warum denn nicht der Obſtbau? den ſchon Karl der Große empfahl, und ausdrücklich verordnete, welche Sorten auf ſeinen Meyerhöfen gezogen werden ſollten. Indes glaube man doch auch ja nicht, daß alles das wirklich geſchah, was in ſeinen Capitulis de villis befohlen war. Dem guten Kaiſer ging es wie Mehreren ſeines Gleichen; viel ward befohlen, wenig geſchah, und zwar aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil auf dem Papiere ſich weit leichter ein Land regieren läßt, als in praxi Nachbar Klaſſens Garten bearbeiten.

Gründliche und ganz wahre Theorien örtlich anzuwenden, dazu gehört mehr als eine feine Menge ökonomiſcher Bücher auswendig zu wiſſen, wie viel mehr, da die Theorie ſo häufig mit Falſchem, Halbwahrem und undeutlich Geſagtem angefüllt iſt.

Bäume ſind Pflanzen, und ziehen wie alle Pflanzen ihre Nahrung, theils aus der Luft, theils aus der Oberfläche der Erde. Zwar haben die Bäume noch die beſondere Eigenſchaft, die Schwere ihres himmelanſtrebenden Stammes und ihrer ſich weit verbreitenden Aeſte, durch

Wurzeln, welche die Tiefe ſuchen, ins Gleichgewicht zu ſetzen, und ihren Stand dadurch zu befeſtigen, aber Nahrung holt kein Baum aus der Tiefe. Die todte Erde iſt auch für ihn todt. — Gelegentlich erlaube man mir die Bemerkung, daß die Oekonomen unrecht haben, aus den im ſandigen Boden ſtehenden Feldeichen auf einen beſſern Grund in der Tiefe zu ſchließen. Die Eichen haben noch ihre Lebenskraft von ihrem ehemaligen Waldſtande, und reifen wie verlaſſene Waiſen dem Tode entgegen. — Im Waldſtande vermehrt der Baum ſeine Nahrung jährlich ſelbſt durch das abfallende Laub, und erſchöpft ſich nicht durch Früchtetragen, im freyen Stande bringt er oft zum Erſtaunen viel Früchte, er verſucht es, durch ſeine zahlreiche Nachkommenſchaft wieder einen Wald um ſich her zu bilden, der zu ſeinem Wohlſeyn nöthig iſt; aber der Menſch raubt ſeine Früchte, und die Blätter ſind ein Spiel der Winde, ehe ſie ſich in Nahrungsſtoffe wieder auflöſen. Verlangt man daher einen kräftigen Obſtbaum, ſo muß man ihm Nahrungsſtoffe zuführen. Hier ſtießen wir denn wieder an den Stein, der dem Landwirth überall im Wege liegt. — Dünger! Dünger! ohne dieſen iſt nichts in der Landwirthſchaft anzufangen und woher dieſen für den Obſtbau nehmen, da er uns zum Ackerbau fehlt?

So gewiß es iſt, daß der Baum im todten Boden keine Nahrung findet, ſo findet er wohl darin ſeinen Tod. Aetzende, dem Einfluß der Luft entzogene Säfte, ſcharfe undurchdringliche Gegenſtände, Waſſer und Inſekten verletzen die Wurzeln, generiren Fäulniß und Brand, und erſchöpfen früher oder ſpäter ſeine Lebenskraft. Noch iſt es wohl ſelten einem Oekonomen eingefallen, den Stand ſeiner Bäume zu unterſuchen, und darnach Berechnungen über deren Lebenskraft anzuſtellen, worüber uns überdieß bis jetzt Beobachtungen fehlen, der Landwirth ſchwebt daher in gänzlicher Ungewißheit, wie lange er ſeinen Baum

werde benutzen können. Ja, könnte ich behaupten: ein Pflaumenbaum iſt 28 bis 30 Jahr, ein Apfelbaum 40 bis 50, ein Birnbaum iſt 60 bis 70 Jahr tragbar, alsdann thue man ihn ohne Gnade weg, ſeine Lebenskraft iſt zu Ende, ſo könnte ich Ordnung in der Obſtkultur erhalten. Aber da ſteht der 80 jährige kräftige Greis, der mir noch alle Jahr reichliche Früchte bringt, gar nicht weit entfernt von dem kraftloſen 30 jährigen Jüngling, den ich 16 Jahr mit Sorgfalt gepflegt, der 6 Jahr die ſchönſten Hoffnungen gab, und nun ſchon ſeit lange ein fauler Knecht iſt.

Kann ich wohl Freude an einem ſo undankbaren Burſchen haben, ſoll ich länger auf Hoffnung mit ihm zärteln, oder ſoll ich den lieben Alten, der freylich auch ſchon die Schwächen des Alters empfindet, aber doch thut, was er kann, verſtoßen. Ich will ihn ſtehen laſſen, den braven Alten, bis ſeine Kinder fleißig wie er ſind, und kräftiger. Aber der eigenſinnige knorrige Alte iſt der aufſtrebenden Jugend im Wege, verdrückt und verkrüppelt ſie, Verſöhnung iſt unmöglich, ſo alt der Alte auch immer ſeyn mag, ſo greift er doch immer weiter um ſich, ſeine Wurzeln durchwühlen ſchon die ganze Oberfläche meines Gartens; kaum will er eine Kohlſtaude neben und unter ſich dulden. Wo ſoll ich nun mit meiner Jugend hin? von der mich überdieß die Erfahrung lehrt, daß es ſehr ungewiß ſey, ob ſie auch wohl gerade.

Dem Näſcher mag es wohl recht angenehm ſeyn, hier einen Pflaumen-, da einen Kirſch-, dort einen Birn- und Apfelbaum zu finden; er wird dem Landwirthe vorſtellen, daß, da jeder Baum verſchiedene Weite zur Ausbreitung ſeiner Aeſte erfordere, die Entfernung weit geringer ſeyn könne, wenn verſchiedene Sorten neben einander ſtehen. Wohl recht, wird der Landwirth antworten, ich hab's gleichwohl ein wenig ordentlich und will gern das, was ich zu einer Zeit ernte, auch bey einander ha-

ben. Dieß fördert die Arbeit und erleichtert die Wachſamkeit gegen unbefugte Näſcher. Wer wird dem ordentlichen Landwirthe nicht recht geben? er pflanzt Kirſchen bey Kirſchen, Aepfel bey Aepfel ꝛc.; hier hat er ſein Sommer-, dort das Herbſt-, und da das Winterobſt. Jetzt ſteht alles pfleglich und ſchön aus, aber leider ſcheint der Näſcher doch recht zu haben. Hier vergeht ein Baum durch Krankheit, dort durch äußern Zufall; hier hat ein Baum 10, dort 15, da zwanzigjährige Lebenskraft. Deſto beſſer, Von allem Alter neben einander, das verewigt den Garten. Aber der verſtorbene Baum hat alle Stoffe, die ſeiner Art zur Nahrung diente, auf lange Zeit aufgezehrt, man muß der Erde und der atmoſphäriſchen Luft Zeit gönnen, ihre Kräfte wieder zu ſammeln, oder ſich entſchließen, einen Baum anderer Art einzuſetzen. Alſo entweder Lücken oder Unordnung.

Der Pachter Elsbuſch hatte nach 16 jährigem Fleiß einen einträglichen Garten von 500 Stück Obſtbäumen; die ganze Gegend bewunderte den ſchönen Anblick, und Frau Elsbuſch lebte und webte in ihrem Obſtkram. Aber, ſagte der Mann, etwas mißmuthig, denn er befand ſich nicht ganz wohl, geh mir doch endlich mit deinen Aepfelſuppen. Alle und alle Abende Aepfelſuppe, und ſchon ſeit acht Tagen haſt du die Aepfel unter allerley Formen den Mittag auf den Tiſch gebracht. Weißt du, daß meinem Magen dieſe loſe Koſt gar nicht mehr gedeihen will, und das Geſinde iſt damit eben ſo wenig zufrieden, wie ich. Frau! gieb dem Geſinde keine gerechte Urſache zum Klagen. Haſt recht, antwortete die Frau, aber der Himmel hat uns heuer geſegnet. Wo ſollen wir mit dem lieben Gut hin? Sieh, Männchen! bis in die ſinkende Nacht habe ich mit drey Mägden das Obſt ausleſen müſſen, es hält ſich ſchlecht. Es iſt ewig Schade ums ſchöne Gut, wo ſoll man mit Gottes Segen hin, wenn man's nicht aufißt. Herr Elsbuſch, der ſchon am Morgen nicht damit zufrie-

ben war, daß er die Mägde nicht hatte zur Grummet-Reche gebrauchen können, ward ſehr zur unrechten Zeit an ſeinen Verdruß erinnert. Ich wollte, daß das Obſt beym Teufel wäre, rief er höchſt unzufrieden. Mühe und Arbeit koſtet der Quark, erzeugt Diarrhöen und Blähungen und — bringt einen hübſchen Thaler, fiel ihm die Frau ein, indem ſie die Bewegung des Geldzählens machte. Mit den Thalern läßt es ſich nun wohl halten, fuhr Elsbuſch fort. Ehe ich mit der Herbſtſaat fertig bin, iſt die Hälfte verfault, dann ſollte ſich das arme Vieh zu den Winterreiſen erholen, und muß nun über Hals über Kopf das Obſt zur Stadt bringen. Und was wird es denn gelten? es iſt in dieſem Jahre gar viel Obſt gewonnen worden. Wenn ich Trinkgelder und Fuhrlohn rechne, und du dann noch ſo viel übrig behältſt, dir eine neue Kopfſtellage anzuſchaffen — das wird's alles ſeyn. Und was koſtet das Blitzzeug? wohl fünfmal habe ich den ganzen Garten nachpflanzen müſſen, ehe ich ihn ſo weit gebracht habe, und was trug ſonſt der Fleck für ſchöne Möhren und Kohl, jetzt nähren ſich knap ein Paar Kälber daraus. — Der Frau gingen die Augen über, und ſie ſagte halb ſchluchzend: Du haſt recht, laß die Bäume weghauen und verbrennen. — Das nun wieder nicht, erwiederte der Mann. Es iſt einmal geſchehen, ſie mögen ſtehen, und der, der nicht geſäet, wird wohl ernten. Der Nachfolger wird wohl mehr Freude daran haben, als ich. — Nebenher ſey es geſagt, daß dieß ein ganz gewöhnliches Schickſal des thätigen Landmanns iſt. Mit jugendlicher Kraft, mit raſtloſer Thätigkeit, mit Entſagung jedes Lebensgenuſſes, macht er Verbeſſerungen, um den Gewinn, einem undankbaren Herrn, einem herzloſen Gläubiger, einem lachenden Erben, zu hinterlaſſen, der vielleicht aus ſchnödem Muthwillen, noch öfter aus Unwiſſenheit, den Schatten zerſtört, unter welchem der unternehmende Mann im Alter zu ruhen gedachte.

Die Obſtkultur hat allerdings ihre nicht zu überſehenden Schwierigkeiten. Die Saatſchule iſt ein ſo geringer Anfang, ſtellt den Gewinn in ſo entfernten Hintergrund, daß ſie einem unmöglich Freude machen kann, doch koſtet Graben, Säen, Reinigen und Sortiren Arbeit, und entzieht ein Fleckchen Landes jeder andern Benutzung. Die Veredelungsſchule folgt und koſtet ſchon einen weit größeren Raum, die Arbeit und der Verluſt vervielfältigt ſich; endlich kommt die erſehnte Zeit, die jungen veredelten Bäume an ihren Standort zu verſetzen. Nicht ſelten geht dabey im erſten Jahre die Hälfte, im andern ein dritter Theil und alle Jahre etwas verloren. Das Ausbüßen nimmt kein Ende, und noch kommt kein Gewinn. Nach mehreren Jahren tragen die kleinen Bäume ihre erſten Früchte, man bemerkt manche Mißgriffe und findet ſchlechtere Sorten, als man erwartete, als man nach dem genau gehaltenen Verzeichniß zu erwarten berechtigt war, weil der Boden und die Lage auf die Früchte des jugendlichen Baums nicht ohne Einfluß iſt. Kauft man die jungen Bäume, ſo geſellt ſich noch Betrug und Unwiſſenheit der Verkäufer dazu, die Ungewißheit zu vermehren. Die Bäume verbreiten ihre Aeſte und Wurzeln, und hindern das Auffkommen der Unterfrüchte, oder verbieten ihren Anbau wohl endlich ganz. Nach langem Harren ſteht nun der Obſtgarten in ſeinem ſchönſten Flore da, deſſen unerachtet iſt der Ertrag deſſelben ſehr ungewiß; dieß Jahr Ueberfluß, jenes Jahr Mangel, aber kein Jahr Mangel an Arbeit. Reinigen, ausſchneiden, raupen, ernten, ſortiren, verpacken, verfahren, welken, Muß kochen, das reißt von den erſten gelinden Tagen des Januars bis zum December nicht ab, und wird oft um deſto ſchwieriger, je geringer der Gewinn iſt. Oft kollidiren dieſe Arbeiten mit den Ackergeſchäften, und der geängſtete Landwirth weiß nicht, wozu er zuerſt greifen ſoll.

Obſt iſt überdieß keine menſchliche Nahrung, es dient ihm zur Erquickung, es iſt eine Näſcherey, keine Sache der Nothwendigkeit. Daher kein Normalpreis, allezeit ein Schwanken zwiſchen übertriebener Theure und einer Wohlfeilheit, die den Gewinner die verwandte Mühe verleidet.

Faſt alle ökonomiſchen Schriftſteller und die Kameral-Befehle der Regierungen empfehlen den Obſtbau an Wegen und Landſtraßen. Hier aber vermehren ſich noch die vorhin angegebenen Schwierigkeiten. Der Schatten und die Wurzeln dieſer Bäume ſind den benachbarten Feldern ſchädlich; ſie erhalten die Näſſe des Weges, indes ſie Sonne und Luft davon abhalten, verſchlechtern dadurch denſelben und machen eine viel größere Breite nothwendig als ſonſt zu einem Nebenwege nöthig iſt. Der freye Stand der Bäume erfordert ſtarke Pfähle zu ihrer Unterſtützung, die Mortalität derſelben wird noch durch den Muthwillen, die Ungeſchicklichkeit und die Bosheit der Reiſenden vermehrt, und der Staub, mit welchem die Bäume und das Obſt beſtändig bedeckt ſind, vermindern ihre Tragbarkeit und ihre Güte.

Der eigentliche Land- und Ackerwirth kann aus dem Obſtbau nur einen Nebennutzen ziehen. Glückt es ihm recht wohl, ſo kann er die Obſtkultur höchſtens als einen Spartopf anſehen, in welchem er ein Kapital todt liegen läßt, um in Nothfällen ihn bey der Hand zu haben. Daher iſt der Obſtbau vorzüglich den Landbauern zu empfehlen, welche Ländereyen von mittlerem oder gar ſchlechtem Ertrage bewirthſchaften, und daher oft genöthigt ſind, ganz andre Mittel zu ſuchen, die Koſten des Ackerbaues zu ertragen; noch mehr wünſchte ich, daß es eigne Obſtbauern gäbe, welche ſich ausſchließend damit beſchäftigten. Denn alle die bis jetzt angeführten, mit dem Obſtbau verbundenen Nachtheile, haben ihren Grund in der unrechten Behandlung.

Der kleine unbedeutende Same, der dem Obſtbaum ſein Daſeyn giebt, hat dieſelbe Natur, welche alle Waldbäume haben, das unbedeutendſte Stäubchen Dammerde iſt hinlänglich, ſein Keimen zu befördern. Die Wahl der Saatſchule, iſt daher ziemlich gleichgültig, und es wird, aus andern Gründen, beſſer, ein ſchlechter als guter Grund gewählt. Eben deswegen iſt der Anfang eines Baumes ſo unbedeutend, weil er ſeine Nahrung, ſelbſt in immer vermehrter Menge, erzeugen ſoll. Nur zweyerley kann kein Baum in ſeiner Entſtehung ertragen, er habe Namen wie er wolle: Kälte im Winter, und brennende Sonnenhitze. Die Bäume aus den nordweſtlichen Climaten, ſelbſt unſre Buche und Eiche ſind in ihrer Kindheit, wahre Gewächshaus-Pflanzen, deſſen ungeachtet hat die Natur für ihre Erhaltung geſorgt, unter dem Schatten ihres älterlichen Stammes finden ſie eine warme Laubdecke. Alſo hierin müſſen wir der Natur folgen; auf einem nur wenig aufgelockerten, oder noch beſſer, durch eine dichte Bedeckung verdumpften, und gleichſam durch Fäulniß mürbe gemachten Boden, werden die Obſtkerne am beſten im Herbſt geſäet und mit einer Decke von halb vermoderten Blättern zugedeckt. Im Frühling, wenn die Vegetation wieder beginnt, hat man nur nöthig, darnach zu ſehen, ob nicht hier oder da durch Zufälle das Laub zu dichte geworden, und das Emporkommen der jungen Pflanze verhindern könnte. Iſt nun die Saatſtelle nicht hinlänglich von älteren Bäumen beſchattet, ſo muß man ſie durch Bedeckung mit Reiſern vor dem Sonnenbrand und den ſcharfen Luftzügen beſchützen. Und dieß wären die Geſchäfte bey der Saatſchule alle. Unkraut kann auf den dürren Baumblättern, welche allezeit die Oberfläche bedecken, in keiner ſchädlichen, wohl aber in wohlthätiger Menge, aufſprießen.

Daß die Natur die Früchte der Erde den Mäuſen ſo gern als den Menſchen giebt, iſt jedermann bekannt;

daher die Bemerkung, daß man auf die Mäuſe fleißig Jagd machen muß, wenn man dieſe Theilung nicht dulden will, hier nicht überflüßig iſt. Die Laubdecke wird alle Herbſte in hinlänglicher, jedoch nicht überflüßiger Menge vermehrt, im letzteren Fall müßte man einen Theil der Decke im Frühjahr wieder abräumen, dennoch würde man die Pflanzen verzärtelt haben.

Nach Beſchaffenheit der Art und nach Beſchaffenheit anderer Lokal-Umſtände, bleiben die Pflänzchen nun längere oder kürzere Zeit hier, und werden alsdann in die Veredelungsſchule verſetzt. Die Würzelchen werden nicht tief in den todten Boden gedrungen ſeyn, ſie fanden in der faſt reinen Dammerde hinlänglich Nahrung, und hatten in ihrer geſchützten Lage keine Urſache, in die Tiefe zu dringen, daher werden ſie auch nicht ſehr beſchädigt werden. Sollte dieß ja geſchehen ſeyn, ſo unterlaſſe man nicht mit ſcharfem Meſſer, alle Zerreißungen wegzuſchneiden, ſelbſt die Pfahlwurzel kann ganz abgekürzt und in Kronenwurzeln verwandelt werden, wenn der nachmalige Stand nicht den Stürmen zu ſehr ausgeſetzt iſt. Noch iſt der zarten Pflanze der Boden gleichgültig, nur daß es der Oberfläche nicht an Lauberde fehle. Dennoch iſt die Wahl des Bodens nicht gleichgültig; er muß nämlich, ſo viel als möglich, mit dem nachmaligen Stande gleich ſeyn. In der Veredelungsſchule werden nun die jungen Bäume nach Art und Größe neben einander ziemlich geſchloſſen gepflanzt und an Pfählen gebunden, und, wenn ſie gut angewachſen und eine friſche Geſundheit zeigen, veredelt.

Die Obſtſorten ſind ſo mannichfaltig in ihren Spielarten, daß einem die Wahl zuweilen ſchwer wird, und im allgemeinen läßt ſich nur ſo viel darüber ſagen. Man vervielfältige ſeine Arten nicht zu ſehr, ſondern halte ſich an einige gute Sorten. Am beſten wähle man ſolche, davon man ſchon alte Bäume beſitzt, welche man tragbar

und nutzbar gefunden hat. Es iſt nicht die Folge, daß ein ſchmackhaftes Obſt einer Gegend, auch ſchmackhaft in der andern ſey.

Erzeugung neuer Arten überlaſſe man Naturforſchern, Handelsgärtnern und müßigen Leuten.

Die Arten der Veredelung ſind zum Theil durch Spielereyen ins unendliche vermehrt. Einige davon können örtliche Vorzüge haben. Das gemeine Pfropfen und Okuliren ſind die bekannteſten, und müſſen mit dem Meſſer in der Hand von einem Kunſtverſtändigen gelernt werden. Die Beſchreibung des Verfahrens hierbey iſt ein läppiſcher Wortſchwall, der auch durch Kupfer nicht deutlicher wird. Abweichungen der gemeinen Methode kann man dem Kunſtverſtändigen durch wenig Worte ſagen, die dem Layen ein Räthſel ſind.

Ich übergehe das tauſend und abermal tauſend Mal aus einem Buche ins andere Uebertragene, von Ziehung des Stammes und der Krone, von der Zeit der Verſetzung ꝛc. und erinnere bloß das, ohne welches die ganze Obſtbaumzucht nichts iſt: die Wurzeln müſſen allezeit eine Laubdecke haben, welche allmählig die vegetabiliſche Erde vermehrt.

Endlich komme ich auf den Stand der fruchttragenden Bäume, ſey es Garten oder Feld, ſo iſt genau darauf zu ſehen, daß der Baum die nämliche Erde bekomme, in welcher er bisher geſtanden hat, nicht beſſer und nicht ſchlechter; denn habe ich gleich zu Anfang behauptet, daß die Wurzel ihre Nahrung nur in der Oberfläche ſuche, ſo muß doch dieß nicht ganz genau genommen werden, etwas genießbares findet ſie doch auch für ſich in der Tiefe, und ihre Saug- oder Sinnenwerkzeuge ſtumpfen oder verfeinern, erweitern oder verengen ſich nach der Erde, welche ſie berührt; daher muß die Wurzel auch gerade ſo tief in todter Erde, und gerade ſo tief in vegetabiliſcher Erde zu ſtehen kommen, als ſie in ihrem alten Stande ge-

ſtanden hat. Es iſt eine ſehr zwecklose Güte, die unfehlbar das Verderben nach ſich zieht, die Grube mit fruchtbarer Erde zu füllen. Es geht einem ſolchen Baum wie den, bey Mehlklöſen und Kartoffeln aufgewachſenen Tagarbeiter, der ohne allmähligen Uebergang ſich zu den gewürzreichen Speiſen des Reichen gewöhnen ſoll; aber nothwendig iſt es, Erde in die Grube zu bringen, welche dem vorigen Stande gleich ſey.

Sehr zweckmäßig ſcheint mir der Vorſchlag, in den Boden der Grube einen Pfahl einzuſchlagen, und daran den Baum dicht über der Wurzel anzubinden, den Pfahl ſelbſt aber wenig oder gar nicht über der Erde hervorragen zu laſſen. Die Pfähle, welche an dem Stamme hinaufgehen, thun mehr Schaden als Nutzen.

Ein bis anderthalb Ellen rund um den Baum lege man wiederum Laub, welches man durch Raſen, im Winter auch wohl durch thieriſchen Miſt befeſtigen kann, und verſäume nie die Sorge, beſtändig vegetabiliſche Erde, halb vermoderte und trockne Blätter über der Baumwurzel zu erhalten, und in dieſem Umfange keine andere Vegetation zu dulden. Dieſer Raum iſt nothwendig; wer 3 bis 4 Fuß dem Baume ausſchließend einräumen kann, wird dem Baume noch mehr Kräfte zuführen.

Von Zeit zu Zeit, beſonders aber wenn der Baum auf irgend eine Art Kränklichkeit zu erkennen giebt, öffne man die Erde unter der Wurzel mit Vorſicht, beſonders aber ſehe man, wo die Pfahlwurzel geblieben, ob ſie nicht etwa auf Waſſer, undurchdringlichen Thon, auf Eiſenadern ꝛc. ſtoße, ob ſie nicht an ſcharfen Steinen, oder durch Inſekten verletzt worden, und in dieſen Fällen verſchneide man die Wurzeln mit ſcharfen Inſtrumenten, und verbinde die Wunden mit alten wollenen Lumpen. — Ueberhaupt empfehle ich den Obſtbauern, die Pfahlwurzel nie aus den Augen zu laſſen. Ueberzeugt von dieſer Noth-

wendigkeit zweifle ich nicht, daß man eine Art von Sonde erfinden könnte, um ihren Zuſtand zu unterſuchen, ohne die gefährliche Operation der Entblößung vorzunehmen.

Nur auf dieſe Art iſt es möglich, die Tragbarkeit eines Baumes ziemlich in ſeiner Gewalt zu haben, und auf einen ſichern Gewinn rechnen zu können.

Wenn Mittel und ſchlechte Aecker, die nur ſehr ungewiß reichlich Korn tragen, in ziemlichen Weiten mit Obſtbäumen beſetzt würden, ſo könnten ſie denſelben gegen Winde nützlich ſeyn, die Feuchtigkeit abziehen oder auch erhalten u. d. gl. und könnten im Ertrage mit dem Getreide rivaliſiren. Freyſtehende Bäume ſind im Winter dem Wilde, beſonders dem Haſenfraße ausgeſetzt; die rauhen Winde, beſonders das ſogenannte Glatteis und die Rauhreife ſind dem Stamme ſchädlich, denn die Natur will, daß der Baum geſchloſſen ſtehe. Um nun dieſen Uebeln entgegen zu kommen, welche die Kultur nothwendig macht, ziehe man den Stämmen Kleider von Elſen- oder Eichen-Rinde an, welche, wenn man ſie in der guten Jahreszeit ſorgfältig aufhebt, viele Jahre erhalten werden können.

Dieß glaubte ich vom Obſtbau ſagen zu müſſen, um die ewigen Kläger zum Schweigen zu bringen. Wenn man baut, wie man ſoll, ſo geräth es wohl, aber die Frage bleibt noch: ob man bauen kann, wie man ſoll? und kann man dieß nicht, ſo bleibe man lieber davon, als daß man Pfuſcherey treibt.

Wenn der Landmann auf ſicheren Gewinn aus der Obſtkultur rechnen kann, ſo iſt es Unordnung oder Geiz, wenn es ihm an Arbeitern fehlt. Da, wo mäßige Arbeit und gute Koſt iſt, fehlt es nie an guten Menſchen; wo Arbeitsloſigkeit und erdrückende Arbeit unaufhörlich mit einander wechſeln, fehlt es an Arbeitern und die Menſchen verſchlechtern ſich.

Um aber der Obſtcultur den höchſten Grad der Vollkommenheit zu geben, gehört nothwendig Aufmunterung und Anweiſung, das Obſt zu Cider, Brantwein, Eſſig und zum Viehfutter anzuwenden. Der Gewinn vom grünen und gewelkten Obſte iſt zu klein und zu mühſelig, um den Landmann zu deſſen Anbau zu locken.

Pflanzen. So nennt man alle organiſche Weſen, welche nicht Thiere ſind, ſie mögen übrigens himmelanſtrebende Bäume, oder ein dem unbewaffneten Auge unſichtbares Schwämmchen ſeyn. Die Grundbeſtandtheile des Pflanzenreiches ſind: Licht, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, Sauerſtoff, Alkali, Kalkerde, Phosphorſtoff und Eiſenſtoff, ſ. Göttlings Handbuch der Chemie 1. §. 74. Wie aber macht die Pflanze ſich dieſe Stoffe zu eigen? in welcher Miſchung bedarf ſie derſelben? ſind dieß die einzigen Stoffe, oder entgehen nöthige Stoffe der genaueſten Beobachtung? dieß ſind Fragen, die ſo lange unbeantwortet bleiben müſſen, als es uns nicht gelungen iſt, die Lebenskraft zu beherrſchen, und auf einem andern, als dem natürlichen Wege, eine Pflanze durch Zuſammenſetzung gegebener Stoffe ins Leben zu rufen. Wir ſind alſo, trotz unſrer erweiterten Kenntniß, nicht viel weiter in Anſehung der Mittel die Fruchtbarkeit zu befördern, als unſre Vorfahren, welche ſehr gut wußten, daß ein mürbes wohlgedüngtes Land, gut eingebrachter tüchtiger Saame, und die Güte Gottes, d. h. etwas, welches wir nicht willkührlich erzwingen können, die Fruchtbarkeit befördre und erhalte.

Rechtſchreibung. Wenn überhaupt die Rechtſchreibung der deutſchen Sprache ihre Schwierigkeit hat, da die Bücherſprache von allen Dialecten der deutſchen Zungen abweicht, dennoch keine allgemein entſcheidende Auctorität anerkennt, ſo hat ſie noch größere Schwierigkeiten bey landwirthſchaftlichen Gegenſtänden.

Lange war die Landwirthſchaft einzig und allein in den Händen des unausgebildetſten Theils der Nation, einer Klaſſe Menſchen, die ſich nie von ihrem Boden entfernt, und daher nicht ſelten, auf einen ganz beſchränkten Raum, ihre ganz eigne Sprache hat. Als die Landwirthſchaft einen wichtigern Theil der Staatsverwaltung zu machen anfing, war man ſehr zufrieden, daß hier und da ſich praktiſche Wirthe fanden, die ihre Erfahrungen bekannt machten, wie ihnen der Schnabel gewachſen war; aber die verſchiedenen Dialecte, nach denen Laute durch alle Vocale ausgedrückt, und Conſonanten bald hart bald weich ausgeſprochen werden, brachten eine Sprachverwirrung hervor, die bey der größeren Ausbildung der Wiſſenſchaft unausſtehlich ward; dieſe Verwirrung vermehrten diejenigen Schriftſteller, welche, ohne Kenntniß der Sache, die ihnen fremd klingenden Benennungen nach der Analogie der Schriftſprache zu überſetzen wagten. Wir haben in landwirthſchaftlichen Schriften Niederdeutſche Worte mit Oberdeutſchen Endungen und umgekehrt, und wahre Kunſtausdrücke, die durch ihren Laut Ort und Gegenſtand ihres Gebrauches ausdrücken, ſind von Buchſchreibern zum Erbarmen ins Hochdeutſche geradebrecht worden. Man empfindet dieſes Gebrechen nicht mehr, als wenn man ein alphabetiſches Werk nachſchlagen will, und aller Orten einen Artikel vergeblich ſucht, der dennoch nicht fehlt. Es wäre nun Zeit eine Synonimik der landwirthſchaftlichen Wörter zu ſammeln, und ſich über die Wahl des Wortes, ſo wie über deſſen Rechtſchreibung zu vereinigen, und alle Kunſtausdrücke, welche eben ſo gut durch Wörter der anſtändigen und durch ganz Deutſchland verſtändlichen Buchſprache ausgedrückt werden können, ohne Gnade wegzuwerfen, und ſich auch in dieſer Wiſſenſchaft einer edlen Sprache zu bedienen.

Sand, arena. Dieſes Erdreich, welches aus zerriebenen Quarzkörnern beſteht, iſt der Landmann ge-

wohnt mit einer Art von Schauder zu nennen, und wahr iſt es, es hat ſeine Schwierigkeiten, denſelben in Cultur zu nehmen. Der wenige Zuſammenhang dieſes Geſteins läßt Hitze und Kälte ungehindert an die zarten Wurzeln der Pflanzen gelangen, und ſenkt Feuchtigkeit und mit ihr die Dammerde und die fruchtnährenden Stoffe in die Tiefe, oder zu Staub zerrieben erheben ſich die Quarzſplitter, vom Winde getrieben, in die Luft, und laſſen die Pflanze von der Erde entblößt, verdorren. Doch iſt die Bearbeitung eines ſolchen Ackers ſo leicht, und der Sandboden ſo häufig auf unſrer Erde verbreitet, daß der Wunſch billig iſt, denſelben zu verbeſſern. Eine Beymiſchung von Thon würde ihn zu Lehm bilden, und dieß iſt eine gründliche und gar nicht ſchwere Verbeſſerung, wenn die Ackerſohle aus Thon oder Kalk beſteht, liegt aber der Sand in einer beträchtlichen Tiefe, ſo wird das aufgefahrne Erdreich gar bald in die Tiefe hinab geſchwämmt, und weder Damm noch Thonerde mehr zu finden ſeyn. Ein ſolcher Boden iſt bloß zur Holzcultur nutzbar. Denn der Baum holt ſeine Nahrung aus der Luft, und bedeckt das todte Erdreich durch das verrottende Laub mit fruchtbarer Pflanzenerde, will man alsdann dieſen Boden auch zum Fruchtbau benutzen, ſo gebrauche man die Vorſicht, immer nur ganz kleine Parcellen, rund um von Bäumen geſchützt, zu räumen, man unterlaſſe, trotz der anfänglichen Fruchtbarkeit der Lauberde, ja nicht, reichlich mit gut vermodertem Miſt, Schlamm und Thonmergel zu düngen, ackere ſo ſeicht als möglich, und traue endlich nicht auf die ewige Dauer der Fruchtbarkeit eines ſolchen Bodens, ſondern laſſe ihn zu ſeiner Zeit wieder mit Holz bewachſen. Ich bin überzeugt, daß man in den ſandigen Provinzen unſers Vaterlandes die Holzcultur und den Getreidebau in Wechſelverhältniß ſetzen und dadurch den Boden erſtaunlich einträglich machen könnte. Die Sandbauern verlaſſen nämlich ihre bisherige Wohnung, ſäen mit Na-

del- und Laubholz hinter ſich zu, und dringen in den Wald, wo ſie aber nur genau ſo viel Land räumen dürfen, als zu ihrem Bedürfniſſe nöthig iſt, ſo geht es denn von Zeit zu Zeit immer tiefer in den Wald, bis ſie nach einigen hundert Jahren den Ort, von dem ſie ausgegangen, wieder mit ihren Hütten beſchlügen. Die Kieſelerde, terra silicea, dient den Quarzen, welche den Sand bilden, zur Grundlage, dieß muß ich erwähnen, da auch einige Oekonomen von Kieſelerde ſprechen, wenn ſie Sand meynen.

Schafpferch. Das Schaf wird ſelbſt im Winter zu warm gehalten, und es wird noch lange dauern, ehe wir die deutſchen Schäfer davon überzeugen. Für die Schafe iſt es daher wahrlich noch ein Glück, daß Streu-Mangel uns hindert, dieſe armen Thiere auch im Sommer im Stalle zu verſperren. Der Pferch oder Hürdenſchlag läßt ſie doch wenigſtens die Kühle der Nacht genießen, überdieß erſpart er eine nicht unbeträchtliche Menge Dungfuhren, daher dieſer Hürdenſchlag keine ſchlechte Erfindung iſt, hätte es nur nicht den Nachtheil, daß der bloße, auf der Erde ausgebreitete Schafmiſt ſo bald verflüchtigt.

Gelehrte Landwirthe wiſſen ſich zwar ſchnell zu helfen, indem ſie fordern, daß man alle Morgen die während der Nacht bepferchte Stelle umpflügen ſolle; praktiſche Landwirthe wiſſen wohl, daß der Nachtheil, alle Morgen einen Zug auszuſchicken, um ein Paar Ruthen Landes umzubringen, den Vortheil weit überwiegen würde, und dieſen Vorſchlag unmöglich macht.

Ein ausführbareres Mittel, die Dungkraft der Schafslorbeeren und des Urins zu erhalten, welches ich mich aber nirgends erinnere geleſen zu haben, iſt folgendes:

Auf leichtem Boden, in deſſen Nähe es ſelten an Torf- oder Moosbrüchen fehlt, fahre man in der Entfernung der Hürdenſchläge zu gelegener Zeit ziemlich beträcht-

liche Haufen Torf oder Moos und Brucherde, und laſſe dieſe Haufen täglich über den Pferch ausbreiten. Dieß wird der Schäfer und die Schafknechte recht gut verrichten können, und müßte man auch einen Tagelöhner dazu hinaus ſchicken, ſo zerreißt dieß doch nicht die Wirthſchaft ſo ſehr, als wenn man dazu einen Zug Ochſen hinſenden muß. Im beſſern Boden ſchaufle man auf den zu bepferchenden Fleck von Schlag zu Schlag die Dammerde zu 3 Fuß hohen Wällen oder Wänden auf, und ſtürze die nächſten Wände demnächſt wieder über den Schafpferch. Durch dieſes Mittel wird man ſehr viel Dungkraft dem Acker erhalten, und wenigſtens noch ein Jahr länger den Nutzen dieſer Düngungsart empfinden.

Schriftſteller, landwirthſchaftliche. von Münchhauſen in ſeinem Hausvater klagt ſchon über die große Menge ökonomiſcher Schriften, und warnt, nicht mit Unrecht, den praktiſchen Landwirth, ſich zu ſehr damit abzugeben. Dennoch ſind dieſe Schriften ſeit ſeiner Zeit bis zum unglaublichen gehäuft worden, und haben eine Weile eine Art von Modeſchriftſtellerey abgegeben, die den Verlegern ziemlich einträglich geweſen ſeyn kann, wenn ſie klug genug geweſen ſind, ſich zur rechten Zeit zurück zu ziehen. Indeß hat doch die Wiſſenſchaft dadurch gewonnen. Dieß ärgerliche Geſchmiere, wodurch Leute ohne alle Kenntniß der Landwirthſchaft die Erfahrungen eines Landwirthes auffingen, um ſie dem Publiko als allgemeine Norm vorzuſchreiben, veranlaßte gründliche Phyſiker und Chemiker, ihre Kenntniß auf die Landwirthſchaft anzuwenden, und durch praktiſche Verſuche zu erläutern. Auf dieſem Wege ſteht jetzt der gelehrte Landwirth. Aber noch iſt die Straße nicht gebahnt genug, daß er ſeine unwiſſendern Brüder keck zur Nachfolge auffordern könnte; trotz des Compaſſes iſt er noch immer in Gefahr, ſich zu verirren, und nach mühſeliger Arbeit bemerkt er oft zu ſeinem Er-

ſtaunen, daß ein glückliches Ungefähr ſeinen Nachbar ohne alle Anſtrengung einen näheren Weg hat finden laſſen.

Die Landwirthſchaft iſt nichts anders, als die Kunſt, die natürlichen Produkte der Erde, dem menſchlichen Spieltriebe gemäß, umzuformen, um ſie ſeiner Natur angemeſſen zu machen. Hierzu gehört, daß der Menſch, die Naturkräfte ſich unterthänig zu machen, verſtehe. Verſuche und Erfahrung, wie weit ſeine Obermacht reicht, können einzig und allein ihn leiten; dann erſt kann er die Gründe ſeiner Obermacht prüfen, und nur dann, wann er dieſe eingeſehen, darf er ſchließen, daß er an andern Orten, und zu andern Zeiten ebenfalls die Kräfte der Natur werde für ſich benutzen können.

Der Bauer, der empiriſche Landwirth, deſſen Wirkungskreis ſich nur auf eine Gegend, und in dieſer nur auf eine kleine Scholle beſchränkt; der Bauer, deſſen politiſche Verhältniſſe und deſſen Bedürfniſſe Jahrhunderte über ſo ziemlich die nämlichen bleiben; der Bauer, der durch Tradition die Erfahrung ſeines Urgroßvaters, nicht der geſammten Landwirthſchaft, ſondern der Bewirthſchaftung ſeiner Erdſcholle hat, dieſen leitet die Erfahrung oft, ohne alle wiſſenſchaftliche Kenntniß erſtaunend weit.

Wollte man, genau beobachtend, die Bauerwirthſchaften aller Gegenden zu unterſuchen ſich die Mühe geben, ſo würde man mit gerechter Bewunderung gewahr werden, daß ſeine Art zu wirthſchaften, verbunden mit ſeinen Verhältniſſen und Bedürfniſſen, eine erſtaunende Vollkommenheit hat. Daher mit Recht des Bauers ſo große Anhänglichkeit am Alten.

Doch die Zeiten haben ſich jetzt ſehr geändert. Die erſtaunende Volksmaſſe, welche nicht vom Ackerbau leben will oder leben kann, muß dennoch ernährt werden, und die Inhaber der Landwirthſchaften müſſen mehr produciren, als ihnen bisher genügte. Dieſe mäßige Production

genügt ihnen ſelbſt aber noch bis auf den heutigen Tag, daher müſſen ſie allerdings gezwungen werden, nicht ihren, ſondern den Bedürfniſſen der Zeit gemäß zu wirthſchaften. Zwang wird aber nicht durch Unterricht, ſondern durch landesherrliche Befehle eingeführt. Es iſt ganz vergeblich, dem Faulen oder Genügſamen, der ſatt iſt, zu ſagen: arbeite noch, ſo ſollſt du mehr bekommen. Er wird ganz vernünftig antworten: warum ſoll ich mit Mühe erwerben, was mir nicht nützt? ich bin ſatt, bedarf deines Gewinns nicht, und will ruhen.

Alle die ſogenannten Volksunterrichte, A B C Bücher der Landwirthſchaft u. ſ. w. ſind daher unnütz, aber ſie ſind auch ſchädlich, weil ſie ohne richtige Grundſätze und Vorausſetzungen landwirthſchaftliche Regeln als allgemein anerkennen und empfehlen.

Ein landwirthſchaftlicher Volksunterricht kann nur alsdann von Nutzen ſeyn, wenn nach phyſicaliſch-öconomiſchen Grundſätzen ein gewiſſer Diſtrict genau unterſucht und geprüft worden, die Kräfte der Bearbeiter beſtimmt ſind, und darnach feſtgeſetzt wird, was können und was ſollen dieſe Arbeiter aus dieſem Flecke für die übrige Menſchheit produciren.

Ein ſolcher Unterricht kann aber nie allgemein ſeyn, ſondern nur ganz beſtimmt auf dieſe oder jene Gegend beſchränkt werden, und kein Privatmann iſt im Stande, ein ſolches Werk zu liefern, da er nie zu überſehen vermag, was dieſer oder jener Ort fürs Ganze leiſten ſoll; und ob die Producenten nach ihrer, durch natürliche oder politiſche Lage eingewurzelten Charakterbildung, durch Patriotismus, Eigennutz oder Zwang zu beßrer Cultur gereizt werden ſollen. Für den Cultivator ſind, die Gründe ſeiner Culturmethode zu wiſſen, noch nicht. Er iſt dazu noch nicht reif, oder vielmehr die Wiſſenſchaft iſt dazu noch nicht reif. Der Landmann, mehr als alle übrige Menſchen, welche ein Gewerbe treiben, muß die Reſultate den-

fender Köpfe in Anwendung bringen, nicht ſie kritiſch prüfen. Ihm mangeln dazu die gehörigen Vorkenntniſſe und die Zeit.

Die Phyſik hat in unſern Tagen durch Hülfe der Chemie ein ganz anderes Anſehen gewonnen, aber ihre praktiſche Anwendung beſteht noch bis auf den heutigen Tag in einzelnen Beobachtungen, und es wird noch ſehr lange dauern, ehe wir behaupten können: ſo iſt es und es kann nicht anders ſeyn. Bis dahin aber kann Phyſik und darauf gegründete allgemeine Landwirthſchaft, kein Gegenſtand des Volksunterrichtes ſeyn. Hat einer oder der andere Landmann Verſtand, Kenntniß und Zeit, die Gründe der ihm vorgeſchriebenen Methode zu unterſuchen, ſo darf er dieß nicht in ſeiner Schule ſuchen, ſondern zu den Füßen der Weiſen des Landes. Volksbücher aber, und noch dazu Volksbücher, welche von nichts weniger als Volkslehrern — d. h. ſolchen Männern, welche gründliche theoretiſche und praktiſche Kenntniſſe der Landwirthſchaft mit der Kenntniß der politiſchen Lage des Landwirths verbinden — geſchrieben ſind, helfen zu gar nichts, als dem Schulmeiſter Mühe zu machen, den alten Landwirthen lächerlich zu werden, und aus den Kindern Leute zu bilden, die — wenn es gut geht — nach etwas ſtreben, was ſie nicht erreichen können, und im entgegengeſetzten und öftern Falle, alberne Raiſonneurs werden, alſo in beyden Fällen unglücklich gemacht werden.

Am meiſten Dank verdienen allerdings diejenigen Schriftſteller, welche ihre ſelbſt gemachten Erfahrungen dem Publiko mittheilen. Aber, — ob es gleich oft genug auf dem Titel des Buches ſteht — iſt die Selbſterfahrung eine gar ſeltne Sache.

Einigermaßen kann man vom Bauer, d. h. von dem Landmanne, der mit eigner Hand ſein Eigenthum, oder doch ſein quasi Eigenthum bewirthſchaftet, ſagen: er habe Erfahrung. — Er und ſeine Vorfahren bearbeiteten

das nämliche Stück Land, in der nämlichen Ordnung und unter den nämlichen politiſchen Verhältniſſen ſchon, bis auf wenige Aenderungen, ſeit Jahrhunderten — er kann alſo wohl ſagen, ſo und nicht anders kann ich meine Abgaben bezahlen und mich und die Meinigen ernähren, ſo ſoll auch mein Sohn wirthſchaften. Behüte ihn der Himmel vor allen Neuerungen, und helfe ihn Gott, daß weder Finanzadminiſtration, noch Krieg und Peſtilenz ihn nöthigen, anders zu wirthſchaften als ſein Großvater. Zwar iſt jetzt alles theuer, Eiſen, Salz und Hering, zwar hatte mein Großvater das Holz umſonſt, was ich kaufen, oder mit Zeitverſäumniß ſtehlen muß; aber die Getreidepreiſe ſind gut, und die Kartoffel iſt freylich ein Gewächs, welches mein Großvater nicht kannte, und ſo gehts denn, Gott ſey Dank, nach der alten Weiſe.

Man wird mir zugeben, daß dieſe Art der Erfahrung ſehr beſchränkt ſey, und ganz und gar nicht dahin führe, wohin wohlthätige Regierungen die Landwirthſchaft geleitet wiſſen wollen, und wohin ſie ſie leiten müſſen, wenn alle die Fruges consumere nati ernährr werden ſollen. — Glücklicherweiſe hört der Bauer auf Bauer zu ſeyn, wenn er von ſeiner Erfahrung eine Theorie bildet, um ſie ſeinen Zeitgenoſſen ſchriftlich zu lehren.

Wenn eine andere Klaſſe Landwirthe — größere Gutsbeſitzer und Pächter — ſich auf Erfahrungen berufen, — ſo heißt das eigentlich nichts weiter, als: dieß oder jenes glückte mir an dieſem Orte, und brachte mir mercantilen Gewinn.

Um eine fruchtbare Erfahrung zu machen, gehört etwas mehr, als einer jener Landwirthe hat und haben kann. Gründliche, auf Phyſik und Chemie geſtützte Kenntniß des Bodens und der darin zu erbauenden Pflanze; Kenntniß der Luft, der Stoffe, welche ſie enthält, der Witterung und ihrer Urſachen; Kenntniß der Mittel, den Acker tragbar zu machen, und den Wachs-

thum der Pflanze zu befördern, zu hemmen und zu modificiren; Kenntniß ſeiner eigenen politiſchen Lage, der Kräfte, welche einem zu Gebote ſtehen, und der Pflichten, welche man ſeiner eigenen Exiſtenz oder dem allgemeinen Wohl und der Staatsabſicht ſchuldig iſt. Wie wenige der beſſern und beſten Landwirthe dieſe Kenntniſſe in ſich vereinigen, wird ihnen wohl ihre eigne Beſcheidenheit ſagen. Aber ich will auch einen Mann damit ausrüſten, ſo iſt doch dieß noch nicht hinlänglich, um ihn ſeiner Erfahrung gewiß zu machen. Eine ununterbrochene Beobachtung aller Umſtände, aller Ereigniſſe, auch der kleinſten Vorfallenheit, würde ihn ſowohl Tag als Nacht auf dieſen einzigen Gegenſtand beſchränken, und doch würde, alles zu beobachten, menſchlichen Kräften unmöglich fallen. Er müßte an tauſend Orten zugleich ſeyn, und tauſend Geſchäfte zu gleicher Zeit vornehmen können. Dennoch ſind die unvollſtändigen Beobachtungen dieſer Landwirthe bey weitem die nützlichſten und um ſo mehr einer kritiſchen Prüfung und Anwendung zu empfehlen, je mehr auf natürliche und politiſche Umſtände Rückſicht genommen worden iſt. Denn ich wiederhole es, auf die politiſche Lage des Landwirthes kommt alles an. Sich und die Seinigen von einem Landgute ernähren, iſt kinderleicht, aber ſeine Pflichten als landwirthſchaftlicher Staatsbürger erfüllen, d. h. den höchſten Ertrag erzwingen, iſt ſehr ſchwer, und man findet hierbey mehr politiſche als natürliche Hinderniſſe. —

Sehr löblich und zum Zwecke führend ſind die Bemühungen der Phyſiker, ihre Entdeckungen in kleinen landwirthſchaftlichen Verſuchen zu probiren, und nur auf den Grund ſolcher landwirthſchaftlichen Proben ſollten ſich größere Landwirthe zu Neuerungen entſchließen, über deren ausdauernde Nutzbarkeit aber nur alsdann mit Sicherheit geſchloſſen werden kann, wenn ein geſchickter und fleißiger Lehrling der Phyſik über das ganze Verfahren, ſo

wie über alle dabey vorfallenden günſtigen und ungünſtigen Ereigniſſe, ein genaues Protocoll führt, denn hierzu hat weder der Chef der Oekonomie, noch die Rechnungs- und Oeconomiebeamten Zeit, wenn einer oder der andere auch die dazu gehörigen Kenntniſſe hätte.

Die wirklich brauchbaren Schriften beſtehen alſo nur in aus dem Zuſammenhange geriſsnen und unvollſtändigen Beobachtungen, die nur nach ſehr vieler Prüfung angewendet werden können. Um aber dergleichen zu prüfen, iſt es nothwendig genau zu wiſſen: Wo iſt es geſchehen und wie? zweytens aber auch wer hat es gethan? Auf Lage und Verhältniſſe des Landwirths kommt alles an, ſo lange man nicht Mittel findet, die Landwirthſchaft kein mercantiles Gewerbe mehr ſeyn zu laſſen.

Es gehört eine erſtaunende Reihe von Jahren dazu, um, bey allen nöthigen Vorkenntniſſen, ſich ein genau in einander greifendes Syſtem über die Bewirthſchaftung eines einzigen Landgutes zu bilden. Nicht ſelten übereilt den Landwirth darüber der Tod, oder noch etwas ärgeres.

Hieraus kann man leicht erachten, was von ſolchen Schriftſtellern zu halten ſey, welche ohne theoretiſche oder ohne praktiſche Kenntniſſe, und oft ohne beyde, mit rüſtigen Fingern, alle einzelnen, zu verſchiedenen Zeiten, an verſchiedenen Orten und von verſchiedenen Männern gemachte Erfahrungen in ein Ganzes zuſammen tragen — Aber, hilf Himmel! welch ein Ganzes. Eine Chimäre aus lauter ungleichartigen Theilen zuſammen geſetzt. Der ſüdländiſche Landwirth und der aus dem tiefſten Norden; der Viehzüchter und der Ackerbauer; der mit Arbeitern und Conſumenten umgebne und der auf einer einſamen Wüſte lebende, der Millionär, und der, der ängſtlich an der letzten Brodrinde nagt, müſſen alle ihren Beytrag zu einem ſolchen Werke geben, ohne daß groß auf dieſe Unterſchiede Rückſicht genommen werde. Kurz, alle dieſe zuſammen

getragenen Werke ſind dem Lehrlinge ſchädlich und dem Praktiker lächerlich. Der gute Vater Münchhauſen hat daher ſehr Recht, ſeine Oeconomen vor Lectüre zu warnen. Landwirthſchaftliche Schriften mit Nutzen zu leſen, dazu gehört ſehr viel Vorkenntniß, und eine große Uebung in kritiſcher Beurtheilung.

Stoffe oder Elemente heißen diejenige Materie, welche keine Trennung in andre Miſchungstheile mehr zulaſſen. Ihr Daſeyn läßt ſich bloß aus ihren Wirkungen erkennen, aber nie läßt ſich ein reiner Stoff ſinnlich darſtellen. Der Landwirth, welcher zuweilen neuere Schriften ſeines Faches zur Hand nimmt, kann nicht umhin, alle Augenblicke auf dieß Wort zu ſtoßen. Denn ſeitdem die Chemie die Phyſik aufgeklärt hat, und dadurch auch die Grundſätze der Landwirthſchaft eine andere Form gewonnen haben, können wir dieſen Ausdruck nicht mehr entbehren.

Lange ſetzten wir die Körperwelt aus den vier Elementen, Luft, Waſſer, Feuer und Erde zuſammen, dieſe waren taſtbar und ſinnlich genug, um auch dem roheſten Empiriker empfindlich zu werden. Aber gerade dieß ſtieß ſie vom Throne, auf welchem ſie ſo lange geherrſcht hatten. Die rationellen Köpfe dachten, was ſich mit allen, oder doch mit den meiſten Sinnen empfinden läßt, das muß theilbar ſeyn, und ſelbſt eine andre Urſache ſeiner Entſtehung haben, und genaue Unterſuchungen beſtätigen dieß vollkommen. Waſſer z. B. löſte ſich in Luftgeſtalt (Gas) auf, aber das daraus entſtandene Gas hatte zwey verſchiedene Beſchaffenheiten, oder bildete vielmehr zwey verſchiedene Gasarten, Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas. Dieſes Gas iſt noch erkennbar und wägbar, wenn auch für einige noch die Inſtrumente dazu nicht fein genug ſeyn ſollten, ſeine beſondern Eigenſchaften aber, wodurch es ſich von andern ſpecifiſch unterſcheidet, müſſen

einen Grund zur Urſache haben, dieſer wird Stoff genannt. Daher ſeit kurzem, was man als Stoffe der Dinge angenommen hatte, aufhörten es zu ſeyn, als man bemerkte, daß ſie zuſammen geſetzt, alſo ſelbſt Dinge waren.

Dieſe Stoffe ſind nun alſo die Urſache aller Erſcheinungen, und könnten wir ſie nach Willkühr behandeln, ſo iſt es auch keinem Zweifel unterworfen, daß wir alles nach Willkühr hervor bringen könnten, was wir hervor zu bringen Luſt hätten; wie wichtig alſo iſt es für den Landmann, ſich mit den Stoffen bekannt zu machen, und dadurch die Kunſt zu lernen, über ſie zu gebieten!

Man hat ſehr viele Stoffe, oder ſpecifiſch verſchieden geartete Elemente kennen gelernt, welche hier aufzuführen nicht der Ort iſt. Ich bemerke hier nur diejenigen, welche zu kennen dem Landwirthe unentbehrlich ſind, da ſie die Beſtandtheile der Dinge ausmachen, mit welchen er es zu thun hat. 1. Wärmeſtoff. 2. Lichtſtoff. 3. Sauerſtoff. 4. Kohlenſtoff. 5. Waſſerſtoff. 6. Salpeterſtoff. 7. Schwefelſtoff. 8. Phosphorſtoff. 9. Electricitätsſtoff, und der, wo nicht bloß anders modificirte, doch nahe verwandte Galvanismus. 10. Kaliſtoff. 11. Natrumſtoff. 12. Kalkerde. 13. Thonerde. 14. Kieſelerde. 15. Eiſen, und 16. Manganeſe.

Der Zweck dieſer Schrift kann unmöglich ſeyn, dieſen Gegenſtand weiter auszuführen. Um den bloß praktiſchen Landwirth wenigſtens ſo viel davon begreiflich zu machen, als ihm nöthig wäre, um die Männer nicht ſpöttiſch zu belächeln, welche dieſe Stoffe und ihre Wirkungen zum Beſten der Landwirthſchaft unterſuchen, müßte ich zu weit ausholen. Mag er doch einſtweilen noch alles dieß für Charlatanerie oder Hexerey halten. Den denkenden Wirth aber verweiſe ich auf Herrn Hermbſtädts vortrefliche Abhandlung, womit er das Archiv der Agriculturchemie eröffnet.

Stroh heißen alle trockne Halme der gereiften Feld- und Gartenfrüchte, insbesondere aber des Getreides.

Das Stroh wird in der Landwirthſchaft genutzt: 1) zum Ein- oder Unterſtreuen, ſowohl damit das Vieh eine trockne und warme Lage habe, als auch vorzüglich, um die Viehexcremente zu binden, und ihnen für den Pflanzenbau noch einige Nahrungsſtoffe zuzuführen. Dieſe Art Dünger erhält, dem landwirthſchaftlichen Sprachgebrauche gemäß, allein den Namen Miſt. Nur der Miſt iſt diejenige Art Dünger, auf welche ſich der Ackerwirth verlaſſen kann. Alle andre Arten, dem Acker Fruchttheile zuzuführen, ſind entweder nur local anwendbar, oder Nothbehelfe, die ſich nur im Kleinen anwenden laſſen, und deren Koſten nicht ſelten den gehofften Gewinn überſteigen. Welch ein wichtiger Gegenſtand daher das Stroh bey der Ackerkultur ſey, iſt jedem Landwirthe einleuchtend, und es wäre gewiß ſehr erwünſcht, wenn der Landmann das ganze Quantum ſeines gewonnenen Strohes dem Acker in Miſtgeſtalt wieder zurück geben könnte; aber nicht minder iſt es dem Landwirthe 2) zur Viehfütterung nöthig.

Da das Stroh wenig nährende Theile enthält, ſo ſcheint dieſes erfahrungsloſen Landwirthen nicht ſo nothwendig, ſie ſehen es mehr als ein Mittel dürftiger und nachläſſiger Wirthe an, dem Viehe dürftig das Leben zu friſten, und es iſt nicht zu läugnen, daß das Vieh, welches ſich allein oder größtentheils von Stroh ernähren muß, ein elendes Daſeyn genießt, nicht minder aber iſt es wahr, daß ohne angemengtes geſchnittenes Stroh (Hexel) dem Viehe, wie man zu ſagen pflegt, die Panſe nicht gefüllt genug wird. Zwar kann man dieß mit geſchnittenem Heu erſetzen, aber entweder iſt das Heu ſelbſt nichts anders als Stroh, und dann wollen wir über Worte nicht ſtreiten, vielmehr rathe ich, ein ſolches un-

kräftiges Heu ganz als Futterſtroh zu verwenden, oder es iſt wirklich kraftvolles Heu und dann wird man ſein Vieh, wenn man es ganz ohne Stroh hinlänglich füttert, ſtatt es bey Geſundheit zu erhalten, fett machen, ein Zuſtand der es der Schlachtbank zuführt, den man aber vermeiden muß, ſo lange man ſein Vieh lebend benutzen will, ſey es zur Zucht oder zur Arbeit.

Dieſe beyden Benutzungsarten des Strohes machen nun ſchon allein, daß der Landmann auch in der glücklichſten Lage nie Ueberfluß an Stroh haben kann, dennoch hat derſelbe noch ein unentbehrliches Bedürfniß damit zu beſtreiten, nämlich: 3) das Decken. Die Strohmatten oder Decken, womit Pflanzen und Früchte vor Kälte geſchützt werden, ſind, obgleich nothwendig, doch nicht von ſo großer Wichtigkeit, in Anſehung des dazu erforderlichen Strohes, daß dieſes als ein beſonderer Strohkonſumtions-Artikel angeführt zu werden verdiente; aber von größerem Betrage iſt die Bedachung der Häuſer.

Schreibende Oekonomen, Baumeiſter u. d. gl. verweiſen zwar den Landmann auf Ziegeldächer und rühmen ihm die längere Dauer und die Sicherheit bey Feuersgefahr an, aber der wirkliche Landwirth wird ſich durch ein ſolches Raiſonnement nicht täuſchen laſſen.

Ein Ziegeldach iſt in Holz und Steinen koſtbar, belaſtet die oft nur ſehr leichten Gebäude, läßt Kälte und Hitze durch, und iſt höchſt ſelten ſo dicht, daß der Schnee nicht durch die Fugen dringen ſollte, wodurch der Wirth, welcher den Bodenraum ſo nöthig gebraucht, ſehr beläſtigt wird; überdieß iſt ein Steindach einer beſtändigen jährlichen Reparatur ausgeſetzt, wozu noch dazu ein Handwerker gebraucht werden muß, der ſeine Arbeit koſtbar und ungeſchickt genug zu machen weiß, damit er künftiges Jahr wieder etwas finde.

Von Lehmſchindeldächern, und in wie fern dieſe die Vortheile eines Strohdaches erſetzen und ſeinen Nachthei-

len ausweichen, habe ich keine Kenntniß; ja, durch Zufall habe ich nicht einmal brauchbare Schriften darüber geleſen; mir ſind nur einige Nachrichten davon durch Abſchreiber bekannt, ich kann alſo darüber ganz und gar nicht urtheilen und muß bis jetzt noch Strohdächer als ganz unentbehrlich anpreiſen.

Denn ſie haben den Vorzug, zu ihrer Unterlage das wenigſte und ſchlechteſte Holz zu bedürfen; — ausgeholzte Kien - Stangen, ſind zur Belattung gut genug. — Der Raum, den ſolche Dächer bedecken, iſt im Winter warm, im Sommer kühl. Ein gut gelegtes Strohdach hält ohne Reparatur nach der Länge und Güte des Strohes 16 — 20 und mehrere Jahre, ja wenn es durch Zufall ſchnell mit Moos bedeckt worden, ſo kann es 30 und mehrere Jahre liegen, daher ſogar einige auf den Gedanken gerathen ſind, den Anflug des Mooſes durch Kunſt zu befördern. Was ich dagegen zu erinnern habe, erlaube man mir aus einem älteren Aufſatze von mir hier einzurücken.

Häufig findet man in Dörfern Strohdächer, welche 30 und mehrere Jahre liegen, und noch immer brauchbar ſind; man hat es deshalb oft geſagt, unſre Vorfahren hätten die Verfertigung der Strohdächer beſſer verſtanden, wenigſtens mehrere Sorgfalt darauf verwandt; das Stroh ſey ehemals beſſer geweſen, und was dergleichen mehr iſt.

Aber dieſe Dauer einzelner Dächer hat ihren Grund einem glücklichen Zufall zu verdanken. Sie ſind gleich dem Vieh, welches die Peſt überſtanden hat. Ein günſtiger Zufall bewirkte, daß ſich bey günſtiger Witterung Moos darauf erzeugte und den ganzen noch haltbaren Gang überzog; nun ſollte man denken, weil das Moos beſtändig feucht iſt, ſo müſſe es die Zerſtörung noch ſchneller bewirken, auch thut es das in der That; unter einer ſolchen Moosdecke iſt nur noch eine ganze ſchmale Lage

ganz vermodertes und verſtocktes Stroh. Iſt aber durch die Länge der Zeit das Dach ganz dicht mit Moos bedeckt, ſo verſchluckt es die Feuchtigkeit, welche es zu ſeiner Nahrung ſo reichlich bedarf; dabey hält es den Zugang der Luft ab, und erhält das übrig gebliebene Strohlager immer in einer gleichmäßigen Feuchtigkeit, in der es ſich ſo wenig auflöſen kann, als wenn es im Waſſer läge.

Allerdings würde man daher ein Strohdach erhalten, wenn man es eher mit Moos dicht genug beziehen könnte, ehe es verfault. Wie viel Dächer aber eher untergehen würden, ehe es einmal gelänge, dieſen Mooswuchs ſo zu befördern, wie es zur Erhaltung deſſelben nöthig wäre, darüber mag ich wenigſtens nicht auf meine Gefahr Verſuche anſtellen.

Es iſt noch zweifelhafter als die Inoculation der Rinderſeuche.

Doch wenn man im Beſitz eines ſolchen Daches iſt, ſo wäre es wohl der Mühe werth, darüber nachzudenken, einem ſolchen noch längere Dauer zu geben, und die einzelnen Löcher von inwendig wieder auszufüllen. Denn wagt man es, nur einen Theil eines ſolchen Dachs zu entblößen, ſo fällt unwiederbringlich das Ganze, wie ein vermoderter Leichnam, wenn man den Deckel des Sarges aufhebt.

Außer dieſen nicht unwichtigen Vorzügen der Strohbedachung, hat daſſelbe noch den, daß das Material, obgleich nichts weniger als werthlos, dennoch dem Landmann ſtets zur Hand iſt, und die Kunſt, ein ſolches Dach zu verfertigen, ſo geringe iſt, daß der Landmann ſolches ſehr gut ſelbſt verfertigen kann.

Theilt derſelbe nun ſeine Bedachung regelmäßig ein, ſo daß er nach Beſchaffenheit des Strohes, alle Jahr den 16 oder 20ſten Theil neu deckt, ſo wird durch das abgeworfene Stroh, welches mit Stoffen aus der Luft geſchwängert iſt, dem Dünger das Entzogene wieder erſtat-

tet, und der Landmann kann immer ſicher ſeyn, ein gutes für jede Witterung ſicheres Dach zu haben.

Rohrdächer verbinden zwar den Vorzug der längern Dauer mit allen Vortheilen eines Strohdaches, und erhalten das Stroh dem Ackerbau, aber dieſe können nur da angewandt werden, wo Landſeen oder Flüſſe einen Ueberfluß an Rohr gewähren. Vielleicht wäre es aber nicht unzweckmäßig, in manchen Gegenden eigne Rohrteiche anzulegen. Der Anbau iſt leichter als man glaubt. Man darf nur Rohrwurzeln in Lehmklöſe pflanzen, oder auch Samen hineinkneten, und dieſe Klöſe an die Ufer unters Waſſer ſenken, und man wird in wenig Jahren den ſchönſten Rohrwuchs finden.

Dieſe drey Benutzungen des Rohrs machen daſſelbe nun ſchon zu einem unſchätzbaren Artikel, auf deſſen zweckmäßige Benutzung nicht nur ein guter Landwirth die größte Aufmerkſamkeit verwenden muß, ſondern welches auch die beſondere Aufſicht des Staats erfordert. Dennoch kann weder die Armee, noch der Städter ohne Stroh fertig werden, und der gutmüthige Landmann muß dieſes ihm unentbehrliche, nie hinlängliche Bedürfniß noch mit dieſen Leuten theilen. Dieß iſt nun freylich nicht zu ändern und es wäre nur zu wünſchen, daß der Strohkäufer eine verhältnißmäßige Quantität Dünger dem Verkäufer liefern müßte und daß dieſer angehalten würde, durch keinen Geldgewinn ſich verleiten zu laſſen, von dieſer Forderung abzuſtehen, — aber unverantwortlich iſt es, daß man die Verarbeitung des Strohes zu ſehr entbehrlichen Fabrikaten, oder wozu doch jedes andere Material eben ſo gut benutzt werden kann, befördert. Ein Frauenzimmer, welches ihr Geſicht mit einem Strohhut beſchattet, müßte billig dem Staate einen hohen Erſatz für dieſen frevelhaften Mißbrauch eines Materials geben, welches nur in Miſt und in Thiermägen kommen ſollte.

Wie die Strohſarten zum Viehfutter verwandt werden, was den Pferden, was dem Rindvieh, was den Schafen davon gegeben werden ſoll, iſt dem praktiſchen Landwirth bekannt, und in jedem Handbuche der Landwirthſchaft zu finden, und es iſt keineswegs meine Abſicht, das tauſend Mal Geſagte zu wiederholen. Eine genaue Analyſe der Strohſarten und ihren mannichfaltigen Gebrauch und Mißbrauch zu erörtern, würde mich hier aber zu weit führen und dieſen einzigen Artikel zu einem mäßigen Bändchen anſchwellen.

Technologie. Die Kenntniß der Naturprodukte durch Kunſt zu bearbeiten, zu veredeln, wie ſich der Menſch auszudrücken beliebt. Die Menſchen haben ſich in dieſer künſtlichen Bereitung getheilt, und bearbeiten die Erzeugniß der Erde nach beſondern Zwecken, daher die mannichfaltigen Handwerker und Künſtler, deren Erwerb gewöhnlich dem des Landmanns entgegengeſetzt wird, weil letzterer, wie man ſagt, die rohen Produkte gewinnt ſo wie ſie die Natur giebt. Im Grunde iſt der Landmann Handwerker und Künſtler ſo gut wie alle übrige Menſchen. Menſchennatur heißt Kunſt. Was Menſchen berühren, hört auf natürlich zu ſeyn. Der wilde Ur wird zum gezähmten Ochſen und das unbedeutende Gräschen zur Mehl ergiebigen Frucht. Zwiſchen den Arbeiten des Landwirths und den Beſchäftigungen der Handwerker iſt keine natürliche Scheidung. Gebrauch und Geſetze können allein beſtimmen, wie weit der Landwirth in Veredlung ſeiner Produkte gehen darf; die Klugheit wird ihn aber lehren, nicht zu viel damit ſich abzugeben, wenn er nicht die Landwirthſchaft einem andern Geſchäfte zu ſubordiniren für gut findet, da er dann aufhört, ein Ackermann zu ſeyn, wenn er gleich ein Stück Acker beſtellt. Eine allgemeine Kenntniß der geſammten Technologie iſt dem Landwirthe durchaus nothwendig, weil dieſe Wiſſenſchaft ihn belehrt, aus ſeinen Produkten durch Sortirung und Veredelung

den höchſten Gewinn zu ziehen, aber auch deshalb, weil die Art ſeines Geſchäfts faſt alle übrige Handwerker und Künſtler in Thätigkeit ſetzt, deren Arbeiten er deshalb zu beurtheilen verſtehen muß. Ich erinnere mich eines Vorfalls, wo die Gutmüthigkeit und Unwiſſenheit eines ehrlichen Landmanns von einem Handwerker gemißbraucht wurde, welche hier ſtehen mag, um den Leſer darauf aufmerkſam zu machen, daß der Landwirth auch entweder Waarenkunde haben oder alles das vermeiden müſſe, was er nicht kennt. Ein nicht ungeſchickter Tiſchler ſuchte in nahrungsloſen Zeiten Zuflucht bey einem Landmann; ihm lüſtete nach der wohlbeſetzten Tafel deſſelben, er bot ſeine Dienſte gegen Koſt und ein ſehr geringes Arbeitslohn an, und ward halb aus Mittleiden, halb deshalb, weil ſich wirklich manche kleine Tiſchlerarbeiten vorfanden, angenommen; aber dieſer treuloſe Handwerker entdeckte bald die Schwächen des Hauſes und wußte das Weib nach ausländiſchem Geräthe lüſtern zu machen, und der gute Landmann, der glaubte alles ſchöne Geräthe faſt umſonſt zu haben, mußte am Ende eine ungeheure Rechnung für fremde Materialien bezahlen. Die Sache war in der That wichtig genug, klagbar zu werden, aber der Landmann ward mit der Entſchuldigung ſeiner Unkenntniß dieſer Sachen abgewieſen und mußte den Tiſchler bezahlen.

Viele technologiſche Arbeiten muß der Landwirth aber auch ſelbſt praktiſch verſtehen. Es wird ganz billig von ihm gefordert, daß er alles Ackergeräth ſelbſt verfertigen könne und kein Landwirth kann Anſpruch auf den Namen eines ausgelernten praktiſchen Landwirths machen, wenn er dieß nicht kann. Hätte ich Zunftordnungen vorzuſchreiben, ſo ließe ich niemanden Bauer werden als den, der mit ſelbſt gemachtem Pfluge arbeitet. Die Kenntniß, ſein Ackergeräth ſelbſt zu verfertigen, iſt manchen Gegenden noch vorzüglich eigen, indes andere, beynahe ſtolz auf

ihre Unwiſſenheit, davon ſo wenig wiſſen, daß ſie nicht einmal einen Pflug zu ſtellen verſtehen.

Unter die technologiſchen Wiſſenſchaften eines Oekonomen gehört auch ganz vorzüglich die Kochkunſt. Von dieſer Kunſt und von ihrer zweckmäßigen Anwendung, hängt mehr ab, als man auf den erſten Augenblick denken ſollte. Von gehöriger — nicht überflüſſiger und nicht karger — Nahrung hängt das Wohlſeyn der thieriſchen Natur ab, und durch die Behaglichkeit ſeiner thieriſchen Natur wird der Menſch erſt Menſch. In einem geſättigten, nicht überfüllten und nicht verhungerten Menſchen, kann ich jede menſchliche Empfindung in Bewegung ſetzen; ein Menſch, der nicht gerade zur Genüge hat, iſt immer nur eine Art von Vieh, welches keiner menſchlichen Empfindung fähig iſt. In unkultivirten verwilderten, der Sklaverey unterworfenen Staaten, wird gegebene Freyheit nimmermehr Menſchen bilden, aber laßt die bey Haferſchrot verlorne Menſchheit zur Frohne geſunde und nahrhafte Koſt eſſen und ihr werdet Menſchen aus ihnen bilden, und ſind ſie das, ſo ſind ſie überall frey.

Andere Handwerke und Künſte laſſen ſich zweckmäßig mit der Agrikultur verbinden, entweder für beſtändig, weil dem Landwirth die dazu nöthigen Produkte gewachſen, die Abgänge aber der Landwirthſchaft wieder nutzbar zufließen, oder temporell, wenn er für die gewonnenen Produkte keinen einträglichen Abſatz findet.

Bey keinem landwirthſchaftlichen Zweig fällt die Nothwendigkeit technologiſcher Kenntniß ſo ſehr in die Augen als bey der Benutzung der Waldprodukte. Wir haben daher ſchon einen Vorrath von Forſttechnologien, die aber für den Landwirth, ſo viel ſie mir bekannt ſind, noch nicht gehörige Brauchbarkeit haben, ſo wie uns überhaupt ein Werk ganz fehlt, welches den Landmann mit der ihm nöthigen technologiſchen Kenntniß bekannt machte.

Thon, Argilla vulgaris. Eine luftſaure Thonart, welche bey größerer Feinheit **Töpferthon** heißt, und durch gröbere Beymiſchungen den Namen des **Lehms** erhält. Der Thon wird im Waſſer zu einer breyartigen Maſſe, zieht ſich aber beym Abtrocknen ſehr zuſammen und zerſpringt. Dieſe Eigenſchaften laſſen es leicht einſehen, daß Thonboden unfruchtbar und überdieß ſchwer zu bearbeiten ſey, nur wenn er durch ſeine Beymiſchungen den Namen Lehm erhält, ſo eignet er ſich um deſtomehr zum Landbau, jemehr er durch reiche Verſetzung mit Sand- und Dammerde die ſchädlichen Eigenſchaften des Thons verliert, welche oft durch metalliſche Subſtanzen, die dem Thone die Farbe geben, noch vermehrt werden. Wie der Thon zu einem tragbaren Lehm zu verbeſſern ſey, iſt aus obigem leicht einzuſehen. Ueberführung mit Sand und Beymiſchung der Dammerde ſind oft um ſo weniger ſchwierig, da Sand oft in geringer Entfernung vom Thone zu finden iſt. — Demjenigen, welcher Töpferthon oder andere techniſchen Nutzen habende Thonarten beſitzt, brauche ich wohl nicht zu ſagen, daß er ſie entweder fabrikenmäßig benutzen oder an Künſtler verkaufen ſoll. Daß übrigens reiner Thon aus Alaunerde mit einem Zuſatz von Kieſelerde beſtehe, erwähne ich deshalb, weil in einigen landwirthſchaftlichen Schriften von Alaun geſprochen wird, welchen der praktiſche Wirth in der Apotheke, aber nicht unter ſeinem Pfluge ſucht.

Ungeziefer und **Unthiere** nennt man alle die Geſchöpfe, welche den Menſchen zu ſeiner Abſicht überwiegend hinderlich ſind, oder die er nicht zu benutzen verſteht. Erſtere Art ſucht er auf alle Art zu vertilgen, aber die Natur ſpottet ſeines kühnen Unternehmens und hat ihn ſchon oft gelehrt, daß die Vertreibung einer ſchädlichen Thiergattung einen andern überwiegenden Schaden zur Folge hatte. Pflegliche Benutzung aller Naturerzeugniſſe,

Umwandlung ihrer Natur zu den Zwecken der menſchlichen Natur, das iſt die Pflicht des Menſchen, nicht Zerſtörung.

Damit in menſchenleeren Gegenden die Pflanzen freſſenden Thiere nicht ſich zur Ungebühr vermehren und ſelbſt im Tode die Luft vergiften, hat die Natur die reißenden Thiere geſetzt, welche aber dem Menſchen weichen, ſobald dieſer die Sorge übernimmt, die Vermehrung der Thiere in Schranken zu erhalten. Der Wolf iſt nur noch an der öſtlichen Grenze unſeres Vaterlandes eine ſeltene Erſcheinung, von welchem unſere Herden nur ſelten etwas zu fürchten haben. Läßt ja ſich einer ſehen, ſo wird er durch ein zweckmäßiges Aufgebot der benachbarten Dorfſchaften gar bald gefällt oder in ſeine Einöde verwieſen, und nur ein verheerender Krieg könnte ihn wieder einheimiſch machen. Der Fuchs wird durch die Jäger ſeines Balges wegen verfolgt, und es gehört nur eine geringe Aufſicht dazu, unſere Hühnerſtälle vor demſelben zu ſichern. Weit entfernt ihn ausrotten zu wollen, ſchone man dieſen wackern Mäuſefänger und Vertilger der Gewürme, welche unſere Pflanzen verderben, und ſorge nur dafür, daß er nicht zu dreiſt werde.

Schädlicher ſind unſerm Geflügel die Raubvögel, ſie täuſchen öfterer unſre Wachſamkeit und erfordern einen guten Schützen, ſie aus der Luft herauszulangen. Landwirthe laſſen ſich die Fänge und Klauen gegen ein gewiſſes Schießgeld liefern, welches noch wohl in der Brutzeit vermehrt wird, und dieß iſt hinlänglich, um ihre Vermehrung zu beſchränken, denn auch ſie ſind durch Verminderung der kleineren ſchädlichen Thiere dem Landmann von großem Nutzen, welchen auch der Marder und Iltis haben, wenn wir ihn von unſern Wohnungen entfernt genug halten.

Die Hamſter ſind in manchen Gegenden eine große Plage des Ackerbauers. Es iſt faſt unglaublich, welchen

Schaden dieſelben am ſchönſten Getreide verurſachen können. In Gegenden, wo ſie indes ſo häufig ſind, ſcheint es an der Nachläſſigkeit der Bewohner zu liegen, da ihr Fang gar nicht ſchwer iſt. Der Eigennutz einiger Hamſterfänger mag auch wohl hier und da dieſe böſen Gäſte auf Koſten des Landmanns abſichtlich erhalten.

Weit ſchädlicher und läſtiger ſind uns die kleinen Thierarten, die oft plötzlich erſcheinen, unſern Fleiß zerſtören und wieder verſchwinden. Mäuſe aller Art, Heuſchrecken, Raupen u. d. gl. Dieſer Thiergattungen oft unbegreifliches Verſchwinden ſcheint mir ſeinen meiſten Grund in Schmarozerthieren zu haben, welche ſich auf und in den Körper dieſer Thiere ernähren und ihnen Krankheit und Tod zuziehen. Unbegreiflich iſt es mir von jeher geweſen, daß der menſchliche Kunſtfleiß nicht mehr darauf raffinirt, Nutzen aus dieſen Plagen zu ziehen. Dieſe Erſcheinung würde ganz unerklärlich ſeyn, wenn es nicht mit eine Eigenheit der menſchlichen Natur wäre, ſich mehr mit dem Fremden und Seltenen als mit dem zu beſchäftigen, was zu unſern Füßen liegt. Macht dieſe Thiere, die ihr Ungeziefer ſchmähet, nutzbar, dann werden ſie nie zum Ueberfluß vorhanden ſeyn. Die wohlthätige Vorſehung erinnert uns durch ihre Läſtigkeit von Zeit zu Zeit an dieſe Pflicht.

Gegen dieſe Plagegeiſter der Oekonomen findet man in älteren und neueren Schriften eine große Anzahl Mittel, welche, ſo abergläubiſch und einfältig die meiſten ſind, wohl einmal verdienten, der Reihe nach geprüft zu werden. Das Wegfangen oder Ableſen iſt eine Mühe, der man allezeit gern überhoben iſt, daher ſehnt man ſich nach leichteren Mitteln und zufällig trifft dieß oder jenes mit dem Verſchwinden dieſer Thiere zuſammen, gleich eilt man, ſolches als ein erprobtes Mittel anzupreiſen, und Arkaniſten und Kammerjäger jagen mit ſolchen Mitteln ihrem Verdienſt nach, z. B.

Erprobtes Mittel, die Kohl-Raupen zu vertreiben.

„Gehe vor Sonnenaufgang ſtillſchweigend an dein Kohlbeet, nimm von jeder Ecke nach den vier Hauptwinden 3 Raupen in ein leinenes Tüchel, ſpucke dreymal darauf, verbinde ſie 9 Mal mit einem dreydrähtigen Faden und hänge ſie alsdann in den Rauch deiner Feuereſſe, alsdann werden die Raupen in 3 Tagen gänzlich verſchwinden, probatum. — Merk noch folgendes, das Ungeziefer muß wirklich ſchon merklichen Schaden gethan haben, ſonſt hilft dir dein Suchen und Rauchhängen nichts."

Probatum, denn wenn der Schaden dieſer Raupen merklich wird, ſo haben ſie die 3te Häutung überſtanden, und eilen in wenig Tagen ihrer Verwandlung entgegen.

Ich würde mit dieſem Mittel nicht das Papier beſudeln und meinem Leſer zutrauen, daß er Kenntniß genug habe, ein ſo albernes Mittel ſogleich zu verwerfen, wenn ich dieß Mittel nicht, ſo viel ich mich erinnern kann, wörtlich von einem Domainenrath erhalten hätte, der im Kollegio und in der litterariſchen Welt für einen ſehr geſchickten Mann gilt.

Haus- und Feldmäuſe zu vertreiben, darf man nie auf ein einzelnes Mittel ſein ganz Vertrauen ſetzen. Ich bin nicht Naturkundiger genug, um die Staatsverfaſſung der Mäuſe und Ratzen zu kennen, aber ſo viel iſt ganz gewiß, daß wenn einige Mäuſe oder Ratzen in der ihnen gelegten Gefahr umgekommen ſind, die ganze Gegend auf eine geraume Zeit davor gewarnt iſt; um dieſer Thiere habhaft zu werden, muß man beſtändig mit Fallen und Gifte wechſeln, ſelbſt Katzen, die am ſicherſten die Mäuſe vertreiben, muß man zuweilen ganz abſchaffen, denn die Mäuſe, an die Gefahr der Katze gewöhnt, laſſen ſich gewiß nie überraſchen.

Hausmäuſe in großer Menge ſind die Begleiter einer liederlichen Wirthin und reinigen da, wo die Nachläſſigkeit derſelben Dinge hat liegen laſſen, wo ſie nicht hingehören: beträchtlicher Mäuſefraß im Felde deutet auf einen liederlichen Wirth, der ſein Feld entweder nicht gehörig oder nicht zur rechten Zeit bearbeitet hat.

Heuſchrecken, dieſe Landplage, die unſern Vorfahren aus dem Orient, wolkenweiſe zukam, habe ich nicht erlebt, aber ich fürchte mich nicht vor einem Feind, der ohne Liſt mich angreift und bin überzeugt, daß ihre ſchrecklichen Verheerungen in der Unthätigkeit der Menſchen ihren Grund hatten, die vielleicht aus unverſtändiger Ergebung die Hände in den Schooß legten.

Dem Obſtbau und der Gartencultur ſind die Familienraupen beſonders ſchädlich, und dagegen iſt nun freilich kein anderes Mittel als fleißiges Abſuchen, beſonders der Brut. Aber freylich nicht, wie dieſen Augenblick unter meinen Augen geſchieht, indem die Neſter zwar mit einem Raupenhaken abgebrochen, aber gleichgültig an die Erde geworfen werden, wo ſie denn eben ſo gut zu ihrer Zeit auskriechen und nur die Mühe haben, die Bäume zu beſteigen, welchen beſchwerlichen Gang ihnen ihre Mutter zu erſparen ſuchte. Raupenleſer müſſen die Neſter in Körbe oder Beutel ſammeln und verbrennen; ſelbſt wenn ſie vergraben werden, wiſſen ſie wieder herauszukommen.

Gartengewächſe werden vor Raupen und Schnecken am beſten durch ätzende Laugen geſchützt, nur muß die Witterung beobachtet werden, damit die Lauge nicht eher ihre Kraft verliere, als ſie fähig iſt zu wirken. Zarten Gewächſen kann aber die Lauge auch wohl ſelbſt ſchädlich ſeyn. Ein kluger Gärtner wird die Vorſicht bey Anwendung dieſer Mittel nicht außer Augen ſetzen.

Von der zu unſern Tagen den Kienwäldern ſo ſchrecklich gewordenen Heerraupe, glaube ich ſchon anders-

wo geredet zu haben, und ich beſchließe den Artikel vom Ungeziefer mit der Regel: Daß Fleiß, Aufmerkſamkeit und Ordnung die Bemühung, ſchädliche Thiere zu nutzen, ihr Daſeyn unſchädlich, ja wohl zuweilen erwünſcht machen können. Den Chineſer wird wahrſcheinlich die Raupe ſehr geärgert haben, die ihm ſeinen Maulbeerbaum entlaubte, ehe er verſtand, aus dem Geſpinſte derſelben Kleider zu verfertigen, jetzt ſieht er ſie als ſeinen Wohlthäter an.

Unkraut heißen alle die Pflanzen, die nicht an der Stelle ſtehen, wo ſie ſtehen ſollen, oder welche dem Menſchen weniger nutzbar zu ſeyn ſcheinen. Man kann es nicht ohne Lachen leſen, wenn Oekonomen künſtliche Düngungsmethoden, die beſonders eine ätzende Eigenſchaft haben, auch um deshalb empfehlen, weil ſie das Unkraut vertilgen. Kalk und Mergel kennt keinen Unterſchied zwiſchen Getreide und Unkraut. Aber wenn die Getreidepflanze in einem Zuſtande ſich befindet, der Beitze zu widerſtehen, das Unkraut aber noch ſo zart iſt, daß es die Aetzkraft empfindet, ſo vergeht dieſe freylich und jenes gedeihet. Fleiß, kleinlicher Fleiß, und nur dieſer vertreibt Unkräuter. Die Mittel ſind örtlich: Was aber unſrer Abſicht zum Trotz wohl gedeihet, das zu benutzen, darauf ſollen wir billig mehr Fleiß wenden. Seitdem wir das Vieh aus unſern Waldſchonungen vertrieben haben, verdämmt der üppige Pflanzenwuchs die jungen Bäume und erſtickt ſie, dennoch fällt es niemanden ein, aus ihnen Nutzen zu ziehen. Ich habe ſogenannte dunkle Vorgehaue geſehen, die allerdings ihren Nutzen haben, weil ohne Schutz älterer Bäume nie ein junger Waldbaum gedeihen kann, aber der Neſſelwuchs war darin ſo üppig, daß gewiß nie die junge Eiche darunter hervorkommen kann. Die Neſſel iſt ſo nützlich als Futterkraut und als Material zur Spinnerey, aber aus Eigenſinn und Unwiſſen-

heit des Förſters blieb dies Gewächs zum großen Schaden der Forſt unbenutzt.

Verbeſſerungen. Dieß iſt vielleicht einer der wichtigſten Artikel der Landwirthſchaft. Die Landgüter ſind aus ganz andern als kaufmänniſchen Gründen, in unſern Tagen ſo hoch im Geld-Werth geſtiegen, daß der Landwirth, der jetzt kauft, von Glück zu ſagen hat, wenn er nach der gemeinen Wirthſchaftsmethode nothdürftig ſeine Exiſtenz erhält. An Lohn ſeiner Mühe und an Gewinn darf er gar nicht denken. Dieſe Erfahrung iſt leider ſehr gegründet, und dieſer Handel müßte nothwendig bald einen großen Stoß leiden, wenn nicht jeder neuangehende Wirth große Hoffnungen auf ſeine Induſtrie und ſeine Verbeſſerungen ſetzte. In der That iſt es auch ſo leicht zu erweiſen, daß der Acker unglaublich mehr tragen könne, als er dermalen wirklich trägt, daß es unbegreiflich ſcheint wie es zugehe, daß er dieß nicht wirklich thut. Aber die Erfahrung belehrt uns eines andern. Alle unſre berühmten Oekonomie-Lehrer haben ein dürftiges Ende genommen. Die Engländer führen ſchon lange kein Getreide aus ihrer Inſel, und ziehen die Mittel, ihre Landwirthſchaft zu verbeſſern, aus ganz andern Quellen, als aus der Landwirthſchaft ſelbſt. Ihre Landwirthſchaft iſt eine Art von ſehr intereſſantem Spiel, welches unſre, Gott gebe, klügeren Nachfahrer eben ſo in Erſtaunen ſetzen wird, als uns die Tulpomanie der Holländer, die ſich im Anfange des vorigen Jahrhunderts über ganz Europa verbreitete.

Lavoiſier, dieſer gründliche Mann, wandte ſein großes Talent, ſeinen Reichthum und ſeine Kenntniß auch auf die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, und ſie glückte untre ſeiner Aufſicht zum Bewundern, aber zu ſeinem eignen Erſtaunen fand er, daß er dabey nicht zwey Procent Ge- Gewinn habe, und hat er dieſe gehabt, ſo hat er in der That von Glück zu ſagen. Die Landwirthſchaft iſt kein

Gegenſtand merkantiler Speculation. Zu Landwirthen gehören ruhige Menſchen, die am Tage unverdroſſen arbeiten und damit zufrieden ſind, am Abend bey einem einfachen Mahl den wohlthätigen Schlaf zu erwarten. Wer nach Mehrerem ſtrebt, iſt ein Haſardſpieler, der heute gewinnt, morgen verliert, aber höchſt ſelten als ein reicher Mann ſterben wird.

Verhägungen. Einfriedigungen der Ländereien ſind, ſeit die Landwirthſchaft wiſſenſchaftlich betrieben wird und ſeitdem die Fortſchritte der Engländer im Ackerbau bey uns bekannt geworden, ein Gegenſtand der Empfehlung aller gelehrten Landwirthe geweſen, dennoch iſt an wenig Orten die Befriedigung wirklich erfolgt, ſelbſt da nicht erfolgt, wo keine Gemeinheit und Hütung der Ausführung im Wege ſteht. Aber ohne die Ländereyen zu umſchließen, iſt es faſt unmöglich, die Felder vor ſeinem eignen Vieh und vor der Nachläſſigkeit der Nachbaren in Sicherheit zu ſetzen, die allgemeine Verhägung der Felder iſt daher eine ſehr wünſchenswerthe Sache.

Die Mittel zur Verhägung ſind:

1. Lebendige Hecken. Unſtreitig gewähren die Hecken einen angenehmen Anblick, ſie verbreiten den Schein der Ordnung, Wohlhabenheit und des Fleißes; das Holz vermehrt das Material zur Feuerung und es wäre vielleicht erweislich, daß, wäre jeder gehalten auf den Gränzen ſeiner Ländereyen Hecken zu unterhalten, er das für ſeine Conſumtion nöthige Brennmaterial ſelbſt gewinnen könnte. Es iſt aber nicht minder wahr, daß die Wurzeln einer ſolchen Hecke dem Getreidebau ſehr nachtheilig ſeyn, daß die Winterkälte und der Schnee ſich lange hinter einer ſolchen Hecke verhalte, daß unter ihrem Schutz eine ſichere Herberge für Ungeziefer aller Art ſey, daß eine lebendige Verzäunung einer ſteten Verpflegung, Wartung und Beſſerung bedürfe und nur ſelten zu einer ſolchen Dichtigkeit gelange, daß ſie vor den Anfällen des Viehes

in Sicherheit ſetzen ſollte, und daß daher beſtändig Materialien zu todten Zäunen vorhanden ſeyn müſſen, um die etwanigen Lücken auszubüßen.

Wen dieſe Nachtheile nicht ſchrecken, der umziehe und durchſchneide ſeine Felder mit Hecken, und er wird außer dem Genuß eines ſchönen Anblicks Feuerung, und überdieß noch ein ſehr gutes Viehfutter erhalten, wenn er ſeine Hecken ordentlich unter der Schere hält, und das Laub und die jungen Zweige ſorgfältig für ſein Vieh ſammelt. Den Schafen ſind dieſe Zweige eine ſehr geſunde Koſt, aber auch dem Rindvieh zur Abwechſelung ſehr heilſam.

Vorzüglich möchte ich nach dem Vorhergeſagten die Anlegung der Hecken ſolchen Landwirthen empfehlen, welche mehr die ländliche Muße als landwirthſchaftlichen Gewinn auf ihren Landgütern ſuchen, ſie werden dadurch ihr kleineres Gut zum Garten, ihr größeres zum Park ausbilden.

Hecken der Dornarten ſind diejenigen, welche eine Befriedigung fürs Vieh gewähren; alle andere Arten müſſen, wenn ſie den Anfällen deſſelben ausgeſetzt ſind, durch Nothzäune geſchützt werden, denn da, wo Dornen nicht abhalten, dringt das Schwein auch durch die dichteſte Hecke, und das Laubholz ſowohl als die jungen Tannenſproſſen ſind eine Speiſe, vor welcher das Rindvieh gewiß nicht vorübergeht, und die Schafe mit Gierigkeit anfallen.

Mehrere haben angerathen, Obſtbaumhecken anzulegen. Es ſcheint der Nutzen einer ſolchen Hecke ſich zu vervielfältigen, aber die Sache bleibt nur Schein. Eine Hecke, welche zweckmäßig unter der Schere gehalten wird und alſo beſtändig ihre Kräfte anwenden muß, die ihr geſchehenen Verletzungen zu erſetzen, kann nur wenig und unvollkommene Früchte bringen; eher iſt der Rath zu befolgen, von Entfernung zu Entfernung einen hochſtämmi-

gen Obſtbaum in der Mitte der Hecke aufwachſen zu laſſen.

Welche Baumarten man wählen ſoll, — wenn Dornen nicht anzuwenden ſind, welche freylich in manchen Gegenden und manchem Boden aller Cultur widerſtehen — hängt bloß von Lokalität, dem Bedürfniß oder dem Vergnügen des Eigenthümers ab. Faſt keine Baumart iſt ſo eigenſinnig, daß ſie ſich nicht der Heckenzucht unterwerfen ſollte. Bey der Wahl überſehe man nicht, ob nicht etwa die Frucht oder andere zu Nutzen zu bringende Gegenſtände Menſchen anlocken könnte, welche keine Rückſicht darauf nehmen, was die Hecke eigentlich ſchützen ſoll. Eine nach Maulbeeren lüſterne Jugend wird unbedenklich den ſchönſten Fruchtacker zertreten, wenn die ſüßen Beeren nur durch deſſen Verwüſtung zu erlangen ſind; man ſtelle ihnen alſo dergleichen Lockungen nicht dahin, wo ſie ſich der Aufſicht entziehen können.

II. Bäche und Gräben können ſehr gut zu Einſchließung der Ländereyen benutzt werden, und der Landwirth, welcher Genuß des Lebens ſucht, wird ſie zur ſchönen Landwirthſchaft zu benutzen wiſſen. Nichts belebt eine Gegend ſo ſehr, als ein fließendes Waſſer. Da wo kein Ueberfluß an Waſſer iſt, iſt es die Kunſt eines Landwirths, den wenigen Vorrath, den ihm Quellen anbieten, mit Vortheil anzuwenden, und mit kluger Sparſamkeit überall zu vertheilen, wo ihm ſolches nützlich werden kann.

III. Eine dritte Art Verhägungen ſind die ſogenannten Aha's. Trockne tiefe Graben mit ausgefütterten Wänden. Sie ſind koſtbar, aber, einmal gemacht, dauerhaft, und hemmen die Ausſicht nicht, daher das Lokal hin und wieder ihnen den Vorzug geben kann, zumal da man hierdurch eine große Menge Erde gewinnen kann, um Niederungen auszufüllen oder eine Erdart mit der andern zu verbeſſern. Die Ausfütterung der Wände geſchieht,

wo viele Feldſteine vorhanden ſind, am dauerhafteſten mit Feldſteinen; mit Raſen wird man dergleichen Ufer aber auch ſehr gut befeſtigen können; mit Holz ſie zu bekleiden, ſollte aber gar nicht geſtattet werden. Sind ſie nicht ſehr tief und breit, ſo müſſen ſie vor dem Ueberſprung des Viehes noch mit ſpaniſchen Reutern geſichert werden, welche dennoch nicht ſo viel Holz koſten und kein ſo widriges Anſehn haben als todte Zäune.

IV. Mauern von Ziegelſteinen oder Lehmpatzen ſind koſtbar und nur in der Nähe der Wohnungen zu dulden, jedoch auch da zuweilen nothwendig, wo man die Sonnenſtrahlen zur Reifung ſeiner Früchte aufzufangen bedarf. Mauern aber von Feld- und Bruchſteinen oder von Schlacken, je nachdem das Material einem zur Hand iſt, gewähren eine dauerhafte Befriedigung. Feldſteine, welche oft in unglaublicher Menge manche Gegenden bedecken, ſind oft nicht nützlicher anzuwenden, doch hüte man ſich bey Conſtruktion ſolcher Mauern, die Unebenheiten mit Erde oder Lehm ausgleichen zu wollen, oder ſie mit Sparkalk zu verbinden. Eine ſolche Mauer fällt in kurzer Zeit über den Haufen, denn die Witterung löſt dieſe Bindungsmittel auf, und die Schwere der Steine drängt alles aus ſeiner Lage. Die Steine müſſen groß und klein abwechſelnd ſo in einander geſchoben werden, daß ſie ſich ſelbſt halten, und je älter eine ſolche Wand wird, je feſter wird ſie.

V. Endlich habe ich noch von todten Zäunen zu reden, das heißt ſolchen, die von trocknem Holze erbaut ſind. Sie ſind die ſchlechteſte Art der Verhägung und können nur entſchuldigt werden an Orten, wo alles andere Material fehlt, oder da, wo ſie nur eine kurze Zeit Dienſte leiſten ſollen.

Alle Arten der Bohlen-, Breter-, Planken-, Latten-, Riegel-, Stack-, Schlet-, Strauch- und

Flechtzäune hier durchzugehen, würde mich zu weit führen. Die Flechtzäune aus den Zweigen der Kopfweide, welche um eichne Pfähle gewunden ſind, verdienen unter dieſen den Vorzug. Zu Verzäunungen, welche nur kurze Zeit nutzen ſollen, kann man ſich der Schletſtangen bedienen. Nimmt man dazu grüne Stangen aus den Els- und Birk-Laaken, ſo kann ihre Benutzung zugleich als ein trockner Platz angeſehen werden, um ſie zur Feuerung vorzubereiten. Sind es Stangen von Nadelholz, ſo ſchäle man ſie vorher und verwahre ſie, wenn ſie nicht gebraucht werden, an einem trocknen und luftigen Ort. Zu temporellen Verzäunungen bedient man ſich auch der Hürden von Lattenwerk, welche da, wo man ſie gebraucht, an Pfähle gehängt werden; ſie ſind vorzüglich da ſehr nützlich, wo man dem Viehe nicht auf einmal ein ganzes Feld zur Weide einräumen will.

Viehzucht. Noch ehe der Jäger anfing, Ackerbau zu treiben, lernte er Thiere zähmen, denen die Natur Aeſung genug gab. Der Ackerbau trieb die Hausthiere in die Wälder; der zum Ackerbau nöthige Dünger verſchaffte den Thieren Winterpflege und Brachhütung, die Sorgfalt für die Erhaltung des Holzes, beſchränkte den Aufenthalt des Viehes in den Waldungen, und die vermehrte Getreideconſumtion machte, daß man dem Viehe ſelbſt die elende Brachhütung beneidete, ſo mußte man ganz natürlich darauf fallen, das Vieh, welches unentbehrlich und nützlich iſt, für immer im Stalle zu behalten. Die Stallfütterung ward von der Nothwendigkeit eingeführt und gelang zum Bewundern. Dieß erweckte die Nachbaren, beſonders die Generaliſten und Normaliſten in der Oekonomie; ſie wollten aus Geiz und Nachahmungsſucht die Winterſtallfütterung erzwingen und verunglückten. Wo Landbauer und Conſumenten in hinlänglicher Zahl ſind, da findet ſich die Stallfütterung von ſelbſt, denn ſie iſt nothwendig; wo unbenutztes oder

ſchlecht benutztes Land iſt und ſeyn muß, weil es an Arbeitern oder Conſumenten fehlt, werden ſich immer unüberſteigliche Hinderniſſe der Stallfütterung entgegen ſetzen.

Eine Frage, welche der Ackerbauer ſich allerdings thun muß, iſt die: was bezwecke ich mit meinem Viehſtande? — Ob daran wohl viele Oekonomen gedacht haben? oder ob nicht vielmehr Gewohnheit und gelegentlicher Gewinn ſie Vieh halten läßt?

In einem Agriculturſtaat muß die Viehzucht nothwendig dem Ackerbau ſubordinirt ſeyn, das heißt nur in ſo fern getrieben werden, in wie fern ſie dem Ackerbau zu Hülfe kommt oder wenigſtens demſelben nicht hinderlich iſt.

Der Nutzen, den der Ackerbauer vom Viehe hat, iſt

1. Die Beförderung der Arbeit durch Zugvieh. Dieß iſt alſo das unentbehrlichſte und das Nutzvieh, ſollte es auch noch ſo großen Gewinn bringen, muß dem Zugviehe weichen.
2. Die Gewinnung des Miſtes, um dem Lande die Tragbarkeit wieder zu geben, welche man demſelben durch Einerntung des darauf geſtandenen Getreides entzogen hat. Hieraus folgt die Regel: Man müſſe zur Zucht hauptſächlich die Thierart wählen, deren Dünger zu bearbeitendem Boden die meiſte Nahrung giebt.
3. Die Benutzung der Gewächſe, welche zur Erhaltung der Tragbarkeit erbaut werden müſſen, wenn ſie gleich weder menſchliche Nahrung noch Handelsgewinn geben und die Benutzung der Abgänge des Getreides.

Das wichtigſte iſt alſo die Beſtimmung der Art und Zahl des Zugviehes, welches zum Anbau eines gegebenen Ackerwerks nöthig iſt.

Den Acker zu bearbeiten und Laſten zu ziehen und zu tragen, bedient man ſich überall im nördlichen Deutſchland der Pferde und Ochſen, ſelten der Eſel. Kameele hat wohl nur von Brenkenhof in unſerm Clima gebraucht. Büffel, welche im ſüdlichern Europa häufig in Pflug geſpannt werden, müſſen unſern Ochſen an Folgſamkeit und Nutzbarkeit nach ſtehen. Maulthiere wären für geringe Gegenden wahrſcheinlich nutzbarer als die kleinen elend ernährten Pferde, aber die Seltenheit ihrer Zucht macht ſie zu koſtbar, obgleich ihre lange Lebensdauer und ihre Genügſamkeit, mit der ſie ſich bey ſchlechter Koſt gut bey Kräften erhalten, Aufmerkſamkeit verdient.

Der Streit der Landwirthe, ob Ochſen oder Pferde nutzbarer ſind, iſt ſeit den älteſten Zeiten geführt und zum Vortheil beyder bis auf den heutigen Tag mit Rechnungen belegt worden, gegen welche ſich, ſo wie ſie da ſtehen, nichts einwenden läßt, indes jeder bey ſeiner Meynung bleibt. Nur Lokalität kann entſcheiden, und den Landwirth beſtimmen, dieſer oder jener Thierart den Vorzug zu geben.

Die Regel läßt ſich allgemein nur etwa ſo faſſen:

> Wenn mit Ochſen das nämliche ausgerichtet werden kann, was die Pferde vollbringen, ſo verdienen erſtere den Vorzug!

Denn dieſer iſt auffallend, ihrer leichteren Anzucht und ihres geringeren Preiſes wegen ſowohl, als wegen der allgemeineren Brauchbarkeit ihres Miſtes und ihrer Brauchbarkeit, wenn ſie ſchon nicht mehr in der Arbeit zu gebrauchen ſind.

Wirthe, welche ihre Produkte entlegenen Städten zuführen müſſen, ſind gezwungen, Pferde zu halten und können ſie, bey richtiger Eintheilung der Zeit, ſehr zweckmäßig zu Ackerarbeiten benutzen, zu welchen ein gewiſſer Grad von Schnelligkeit und Gewandtheit gehört, wie zum Beyſpiel das Egen, welches Ochſen nie ſo gut als Pferde ver-

richten werden. Am beſten wird es für den Landwirth ſeyn, nur ſo viel Pferde zu halten, als er zu Reiſen gebraucht, dieſen ſo viele Arbeit beym Ackerbau aufzulegen, als ſie ohne Verſäumniß ihres Hauptzwecks verrichten können und das Uebrige durch Ochſen verrichten zu laſſen.

Um die Stück-Zahl des zu einer Landwirthſchaft gehörigen Zugviehes zu beſtimmen, muß man die ganze Summe der Geſchäfte und die Zeit wiſſen, in welcher ſie beendigt ſeyn müſſen; kennt man nun die Kräfte der Thiere, ſo iſt ihre Anzahl leicht zu beſtimmen, aber eine beſtimmte Regel läßt ſich darüber nicht geben. Der Boden und die Art ſeiner Bearbeitung iſt an jedem Orte verſchieden, und ſetzt dem Arbeiter bald mehr bald weniger Hinderniſſe entgegen.

Man überſehe aber ja nicht, daß Thiere Zufällen unterworfen ſind, daß aber Ackerarbeiten ſich nicht aufſchieben laſſen, ja, daß oft eine verſäumte Stunde von großem Nachtheil iſt; man halte daher lieber einige Stücke zu viel als zu wenig, hüte ſich jedoch auch hier vor Luxus.

In manchen Gegenden, welche ein leichter Boden auszeichnet, werden auch Kühe zum Zuge genommen, und für die Wirthe ſolcher Gegenden iſt dieſe Methode ſehr zu empfehlen. Wenn die Kühe fleißig gewechſelt und nie zu ausdauernd angeſtrengten Arbeiten gebraucht werden, ſo thut dieſer Gebrauch ſo wenig der Zucht als dem Milchertrage Schaden.

Iſt nun die Art und Menge des Zugviehes beſtimmt, ſo fragt es ſich ferner, wie viel liefern dieſe Miſt, und wie viel kann damit ausgedüngt werden, wie viel Dünger fehlt alſo noch, um den Acker im tragbaren Stande zu erhalten, und ihm die entzognen Kräfte vermehrt zuzuführen. Denn was nicht vermehrt wird, wird vermindert. Die Beantwortung dieſer Frage beſtimmt die Anzahl des

zu haltenden Nutzviehes. So nöthig hierbey dem Landwirthe auch dieſe Beſtimmung ſeyn mag, ſo läßt ſich doch nichts allgemeines feſtſetzen. Der Acker fordert, je nachdem der Boden beſchaffen iſt, eine ſehr verſchiedene Menge Dünger, und das Vieh giebt den Miſt nach ſeiner körperlichen Beſchaffenheit und nach der Art ſeiner Fütterung in ſehr verſchiedenen Quantitäten. Gewöhnlich rechnet man den Miſt nach Fudern, aber dieſes Maß kann nur für den verſtändlich ſeyn, der die Gegend kennt, von welcher die Rede iſt.

Hat man nun die Menge und Gattung des Viehes beſtimmt, welches zur Begeilung eines Ackerwerks nöthig iſt, ſo muß man auch dafür Sorge tragen, daß es erhalten werde, und wird um deſtomehr ſeinen Zweck erreichen, je beſſer man ſolches verpflegt. Hierzu iſt ein beſtimmtes Quantum an Gräſerey und Futtergewächſen nöthig, welche wiederum nicht ohne Arbeit und Dünger erwachſen.

Da aber der Ackerbau ohne Dünger gar nicht betrieben werden kann, ſo ſieht man ein, daß es Güter geben könne und in der That häufig ſind, wo, troß der Tendenz zum Ackerbau, dennoch die Viehzucht die Hauptſache zu ſeyn ſcheint; deſſen ungeachtet iſt das Vieh des Ackers wegen da, nicht der Acker des Viehes wegen, und der Nutzen, den wir aus dem Viehe erhalten, iſt nur ein Nebennutzen, der uns nie beſtimmen darf, eine Thiergattung einer andern vorzuziehen, welche dem Acker größern Nutzen gewährt.

Ich bin z. B. überzeugt, daß Schäfereyen viel einträglicher ſind als Rindviehzucht und Melkerey; aber da nicht nur die Schafe einen dem Ackerbau hinderlichen Weideraum zu ihrer Nahrung bedürfen, ſondern auch ihr Pferch nicht für jeden Boden paſſend iſt, ſo gebührt den Kühen der Vorzug.

Der Landwirth wird den Maſtochſen, wenn er Gelegenheit zu Maſtungen hat, den Vorzug geben, weil er dadurch beſſern Dünger erhält, hingegen liebt der ſtädtiſche Viehmäſter die Schweine, weil ſie mehr Gewinn bringen und er den Dünger nicht achtet.

Der eifrigſte Vertheidiger und Lobpreiſer der Stallfütterung wird nicht leugnen, daß Kühe, welche des Sommers eine geſunde und reiche Weide und im Winter keinen Mangel haben, beſſer ſind, als nur durch Kunſt und Aufmerkſamkeit im Stall zu erhaltende Thiere; aber legen wir den Düngergewinn und die beſſere Benutzung des Ackers in die Wage, ſo kann von dem mehr oder mindern Nutzen der Kühe nicht die Rede ſeyn.

Soll der Landwirth ſelbſt Pferde ziehen oder nicht? Eine Frage, welche größtentheils Liebhaberey bald für bald wider beantwortet hat. An Orten, deren Lagen zur Pferdezucht ſich ſchicken, kann der Landmann freylich Gewinn daraus ziehen, und hat hierbey nur ſein kaufmänniſches Intereſſe zu Rathe zu ziehen, aber auf den Ackerbau thut er alsdann Verzicht. Bey Pferdezucht und Handel kann der Ackerbau nur Nebenwerk ſeyn. Eine andere Frage iſt aber die: ob man die Pferde zu ſeinem eigenen Bedarf ſelbſt ziehen ſoll? — ich glaube, Nein. —

Obgleich ich ſelbſt geſunde und brauchbare Füllen bis zum Anſpannen erzogen habe, welche nie den Stall und den Hof verlaſſen haben, und alſo die Weide kein Hinderniß iſt, ſo iſt doch die Zeit ihrer Brauchbarkeit zu weit entfernt und zu vielen Gefahren ausgeſetzt, als daß ſie bis dahin nicht mehr koſten ſollten, als ſie werth ſind. 2. Der Landwirth bedarf tüchtige, ſtarke, von bedeutenden Fehlern freye Pferde, die übrigens gerade auf Schönheit keinen Anſpruch machen; aber nun fällt ihm ein ſchwaches fehlerhaftes Füllen; verſpeiſt kann es nicht werden, ſeitdem die chriſtliche Religion und der kriegeriſche Geiſt Karl des Großen ſich vereinigten, uns dieſe Delika-

teſſe unſerer Vorfahren zu rauben, ein Käufer will ſich auch dazu nicht finden, der ein annehmliches Gebot thäte, ſo wird das Füllen 4 und 5 jährig, und um dieſen theuren Freſſer nicht umſonſt zu ernähren, macht man es zum großen Nachtheil und Aufenthalt der Landwirthſchaft und der guten Pferde, welche neben demſelben ziehen, zum ſchlechten Arbeiter. Oder es fällt auch wohl ein wunderſchönes Thier, was aber zu ganz andern Dienſten als zum Zuge brauchbar iſt; das findet dann Liebhaber, und ehe man es ſelbſt gewahr wird, iſt man Pferdejude, und die Ackerwirthſchaft geht darüber zu Grunde. Allerdings kann jedoch der Landwirth ſich den Nebengewinn machen, ſeine Arbeitsſtuten belegen zu laſſen, aber er verkaufe die Füllen, ſobald ſie abgeſetzt ſind, und kaufe nur Pferde, die in einem kräftigen Alter ſind, und mit welchen er nicht zu tändeln braucht. Iſt der Landwirth ſelbſt Pferdekenner, ſo kaufe er die Pferde im 5ten und 6ten Jahre und verkaufe ſie wieder im 7ten und 8ten; iſt er aber nicht Kenner, ſo behalte er das, was er einmal brauchbar gefunden hat, ſo lange es bey Kräften iſt. Bey vorſichtiger Fütterung und mäßiger Benutzung kann man ein Pferd 18 ja 20 Jahre brauchbar erhalten.

Daß ſtarke Pferde bey ſchwerer Arbeit auch ſtärker gefüttert werden müſſen als kleine bey geringer Arbeit, iſt von ſelbſt einzuſehen, aber die Landwirthe, welche einerley Art Pferde haben, differiren ſehr in ihren Futtermethoden. Dieſer füttert übermäßig und giebt den Pferdeknechten dadurch Luſt, den Ueberfluß und endlich auch das Nothwendige in ſeinen Nutzen zu verwenden; jener füttert karg und zwingt die Knechte durch Diebſtahl, die ihm untergebenen Pferde bey Leben und Kräften zu erhalten. In beyden Fällen verliert der Landwirth den geforderten Nutzen. Tüchtige Pferde, welche täglich in Arbeit ſind, können geſund und ſtark bleiben, bey 3 berliner Metzen Hafer, den Scheffel Hafer zu 45 berliner Pfund gerechnet. Dieſer Ha-

ſer erhält ein Angemenge von 8 Metzen Hexel, wozu 7 Pfund Roggenſtroh gehören, überdieß müſſen jedem Pferde noch 4 Pfund Heu den Tag über vor der Tränke und während der Nacht in die Raufe geſteckt werden. Die Fütterordnung richtet ſich nach der Tagesarbeit, jedoch ſey es ſo viel als möglich regelmäßig. Iſt der Hafer leichter als 45 Pfund, ſo muß den Pferden zugelegt werden, was daran fehlt; man rechnet alsdann nach funfzehntel Metzen, weil eine Gebſche, oder ſoviel man in beyden Händen faſſen kann, $\frac{1}{15}$ Metze ausmacht. Will man andere Kornarten, als Roggen, Erbſen, u. d. gl. ſtatt Hafer füttern, ſo kann man ſo viel, als dieſe Getreidearten mehr wiegen, dekourtiren. Gerſte gedeihet beſſer, wenn ſie vorher geſchrotet wird. Weizen ſcheint den Pferden nicht ganz zuträglich zu ſeyn. Bey gemengtem Futter wird die Quantität wieder nach dem Gewicht beſtimmt, und bey gänzlichem Mangel an Heu muß man ihnen an Körnern zulegen.

Auf die einmal eingeführte Futtermethode halte man ſtrenge, und erlaube den Knechten weder mehr noch weniger zu geben. Beydes iſt nachtheilig.

Was ſonſt noch bey Pferden zu erinnern, iſt faſt in jedem Wirthſchaftsbuche zu finden, wohin ich meine Leſer verweiſe, da ich dieſen nicht nachſprechen mag; doch bemerke ich noch, daß, ſo nützlich wohl angelegte Ställe ſind, man ſich dennoch nicht übereile, wenn man etwa ſchlechte Ställe vorfindet. Man lerne ſich behelfen, iſt eine Hauptregel der Landwirthſchaft.

Graspferde, oder ſolche, welche des Sommers auf die Weide gehen, taugen gar nichts, und ſelbſt bey Klee und Luzerne ſteht das Pferd nur ſchlecht, höchſtens kann ſolches einige Wochen als eine Frühlingskur angewandt werden; beſſer laſſen ſie ſich noch, wenn ſie daran gewöhnt ſind, mit Gartengewächſen ernähren, es geſchieht dieß nicht nur von manchen Gärtnern, ſondern iſt auch im ganzen Königreich Neapolis gebräuchlich.

Wenn Pferde bald ein Gegenſtand der Nothwendigkeit als unentbehrliche Maſchinen, bald ein Gegenſtand des Luxus in der Landwirthſchaft ſind, ſo gewährt dagegen das Rindvieh einen reelleren Nutzen dem Ackerbau durch ſeinen Dünger, der eigentlich als ein Univerſal angeſehen werden kann, welches für jeden Boden paßt, nur daß man ihn im magern und leichten Boden weniger mit Stroh gemiſcht aufführt, dagegen ein zäher ſchwerer Boden mehr Stroh verlangt.

Ich habe ſchon anderer Orten bemerkt, daß die Stallfütterung des Rindviehes, in Rückſicht des Ackerbaues, den Vorzug vor dem Weidegang verdient, nur erinnere ich nochmals, die Stallfütterung muß von ſelbſt nothwendig werden, weil der erhöhete Ackerbau keinen Raum zur Weide mehr übrig läßt. Wer mit der Stallfütterung anfängt, ohne durch die geregelte Wechſelwirthſchaft dazu gezwungen zu ſeyn, muß einen vollen Beutel haben, und ſeine Zinſen wenigſtens in den erſten Jahren nicht genau erwarten.

Faſt in jeder Provinz giebt es eine eigne Abart des Rindviehes, wozu ſowohl Clima als Wartung und Pflege die Gelegenheit giebt. So verſchieden ſie an Geſtalt und Größe ſind, ſo verſchieden ſind ſie aber auch in Anſehung ihres Nutzens.

Bey der Verbeſſerung der Wirthſchaft überhaupt hat man auch auf Verbeſſerung des Rindviehes Rückſicht genommen, und theils geſucht, das beſte Vieh einheimiſch zu machen, theils mit der Landesart zu vermiſchen, und dadurch geſucht, das einheimiſche Vieh zu verbeſſern. Dergleichen Verbeſſerungen ſind aber vergeblich, wenn die Fütterung und Wartung nicht das Beſte thut. Holländiſche und Schweizerkühe ſind auf unſern Weiden und bey unſerer Fütterung nur um ſo ſchlechter, je beſſer ſie in ihrem Vaterlande ſind, und unſer Landvieh verbeſſert ſich in ſich ſelbſt bey beſſerer Pflege unglaublich ſchnell.

Will und kann man indeß die Sache durch Geld ſchneller treiben, und hat man hinlänglichen Werth an Klee u. a. guten Grasarten, um die Stallfütterung durchzuſetzen, ſo gebe ich den ſchweizer Kühen vor allen andern den Vorzug, nur verlangt ihre ungemeine Zartheit ganz beſondere Pflege und Reinlichkeit, bei der geringſten Verabſäumung werden ſie traurig und erzeugen Ungeziefer, wozu beſonders die Kälber geneigt ſind.

Es iſt eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, daß alle Thiere, ſo wie der Menſch, weit eher den Trieb der Begattung fühlen, als ſie zur Reife gelangt ſind. Dieß findet ſich auch bey den Kühen; und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Vollkommenheit der Art dadurch erhalten werde, daß man die jungen Stärken (Ferſen, Kalben), nicht zu zeitig beylaſſe. Manche Wirthinnen ſehen es aber recht gern, daß ein ſolches Kind Mutter werde, und rühmen den reichen Milchertrag einer ſolchen Kuh. Und ſie haben Recht, wenn ſie die Güte jetzt in Anſchlag bringen. Die reichen Milchgefäſſe geben dem Druck der Melkerin faſt das unmögliche her und die Natur gewöhnt ſich, mehr Milch abzuſondern, dagegen die feſteren Gefäße einer ausgewachſenen Kuh ſich der völligen Ausleerung wiederſetzen.

Daß die Trächtigkeit, das Kalben und die Abſonderung der Milch, einer kaum $1\frac{1}{2}$ jährigen Kuh ſehr nachtheilig zu ihrer Ausbildung ſeyn muß, iſt leicht einzuſehen, indeß haben die wohlgenährten Ferſen oft einen ſolchen Begattungstrieb, daß dieſen jetzt zu befriedigen eben ſo nachtheilig für ſie wird, auch iſt die Gewöhnung und Erweiterung der jungen Milchgefäße nicht zu überſehen; es ſcheint mir daher die Gewohnheit nicht verwerflich, den erſten Begattungstrieb zu benutzen, ſie aber in folgenden Jahren zu ihrer völligen Ausbildung gälte gehen zu laſſen.

Die Verſuche, den Kälbern die Milch ganz zu entziehen, gerathen ſelten und den Kälbern ſelbſt iſt es ge-

wiß vortheilhaft, ſo lange am Euter zu bleiben, bis ſie die Natur anweiſt, ſtärkere Koſt zu genießen. Will man indeß nicht ſo lange den Milchertrag friſchmelkender Kühe entbehren, ſo iſt eine wenig bekannte, aber ſehr gute Methode, einige Kühe zu Ammen auszuſondern und von ihnen alle Kälber aufziehen zu laſſen, die man erhalten will; von Breukenhof bediente ſich der Büffelkühe ſtatt Ammen, die ihrer fetten und vielen Milch wegen ſich vorzüglich dazu eignen.

In den merkantilen Streit, ob die Milch vortheilhafter zu Butter oder zu Käſe zu verwenden ſey, will ich mich nicht einlaſſen. Denjenigen aber, der den Berechnungen, daß Käſe größern Gewinn bringen, glauben ſollte, bitte ich nicht zu überſehen, daß ſeine Käſe nicht engliſche und holländiſche Käſe ſind, und überträfen ſie ſolche an Güte, ſo haben ſie doch keinen Handelsruf, werden auch jetzt in ſolcher Menge gewonnen, daß ſie darauf Anſpruch machen könnten.

Schäfereyen, ſo wie ſie dermalen auf dem Weidgang beruhen, paſſen eigentlich gar nicht zum Ackerbau, ſie ſind nur da zu dulden, wo derſelbe noch unvollkommen iſt, bey größerer Vollkommenheit der Ackercultur müſſen aber Schäfereygüter und Ackergüter ſich von einander trennen. Der Gewinn aus einer Schäferey iſt ſehr groß, die Producte derſelben ſo unentbehrlich als das Getreide, aber einer guten Getreidebau-Ordnung iſt eine Schäferey allezeit hinderlich.

Was endlich die Schweinezucht betrifft, ſo hat ſie zwar keinen unmittelbaren Einfluß auf den Ackerbau, ſelbſt der daraus gewonnene Dünger will, ſo vortreflich er auch iſt, nur mit Vorſicht gebraucht ſeyn; aber in der Haushaltung übertrifft das Schweinefleiſch alle übrige Nahrungsmittel und mit dieſen Thieren werden alle Abgänge der Wirthſchaft am vortheilhafteſten conſumirt und durch die Schweinemaſt, Brau-,

Brennereyen und Molkereyen oft ſehr einträglich ge⸗macht.

Um deſto mehr muß man ſich wundern, daß die Schweinezucht überall ſo ſchlecht iſt. Ich erinnere mich irgendwo die Bemerkuug geleſen zu haben, daß niemand als der Bauer Vortheil von der Schweinezucht habe, und fügt dieſer Verfaſſer ſehr naiv hinzu: der Grund liegt darin, daß der ſeine Schweine umher laufen läßt, wo ſie wollen. Den Schweinen die Freyheit zu geben, überall umher zu laufen, möchte nun wohl nicht ganz rathſam ſeyn, aber die engen Ställe und der kleine Hof, auf welchen ſie ge⸗bannt ſind, muß abgeſchafft werden und ihnen ziemlich ge⸗räumige Gärten eingeräumt werden, wo ſie völlige Frey⸗heit genießen, bald im Sumpfe ſich auszukühlen, bald im Sande ſich zu baden, bald eine kühle, bald eine warme La⸗gerſtätte zu ſuchen. Friſches Waſſer und abwechſelnde Fütterung iſt auch ein nothwendiges Erforderniß zum Ge⸗deihen dieſer Thiere.

Die unrichtige Behandlung einer der nützlichſten Thiergattungen macht ſie von Generation zu Generation ſchlechter und theurer.

Man vergeſſe bey dieſem Artikel nicht, daß ich durch⸗aus auf keine Vollſtändigkeit Anſpruch mache. Ich liefre nur Bruchſtücke deſſen, was nicht oft geſagt worden, oder nicht oft genug wiederholt werden kann. Von der Federviehzucht, ſiehe unter dieſem Worte, ſo wie auch noch unter Ziege von dieſer Thiergattung etwas vorkommen wird. Wer noch andre Thiere ökonomiſch behandeln will, darf davon keinen Unterricht in dieſem engbegränzten Wer⸗ke ſuchen.

Wald. Die wilden Holzungen, welche ſich noch in Deutſchland finden, ſind ein beſonderer Gegenſtand der Staatsökonomie und gehören eigentlich nicht zur Land⸗wirthſchaft des Privatmanns. Letzterer muß ſich in Be⸗nutzung derſelben nach den vorhandenen Geſetzen richten.

Glück für ihn und fürs Land, wenn ſie zweckmäßig verfaßt ſind. Neue Hoch-Laub-Waldungen empor wachſen zu ſehen, werden wir, ohne einen 30jährigen Krieg zu haben, wohl Verzicht thun müſſen, dieſe gedeihen nur in einem verödeten Lande, die Phal. bomb. pini, und der Dermeſtes typographus ſcheint ſelbſt unſre Nadelholz-Anlagen nicht aufkommen laſſen zu wollen. Die Forſten machen der Kultur Platz, dennoch können und müſſen Holzpflanzungen ſeyn, welche die Bewohner vor Froſt ſchützen und die Materialien liefern, welche das Land bedarf; dazu ſind aber dieſe Wildniſſe nicht nöthig, deren Verbannung oder Sicherung gegen ungeregelte Nutzung, der gemeine Unterthan als ein ihm geſchehenes Unrecht anſieht, und dem Schulunterrichte und dem Forſtperſonal zum trotz ſo oft als möglich zu durchbrechen wagt. Doch dieſe auszuführen würde mich hier zu weit leiten; der Leſer vergeſſe nicht, daß ich nur Ideen erwecken, nicht unterrichten will.

Wechſelwirthſchaft. Dieſe beruhet auf der Erfahrung, daß jede Pflanze die Stoffe ſich zu ernähren im verſchiedenen Verhältniſſe verlange, und daß die eine noch da gedeihet, wo die erſte nicht mehr beſtehen kann. Der mannigfaltigſte Wechſel der Gewächſe giebt ihr den Namen und erklärt die Sache. Es iſt leicht einzuſehen, daß die Art des Fruchtwechſels nie erſchöpft werden kann. Dieſe Art der Bewirthſchaftung nähert ſich dem Gartenbau und verdrängt natürlich das Vieh aus den Feldern in die Ställe oder wenigſtens in geſchloßne Weiden, daher es nothwendig iſt, für ihren Unterhalt durch Anbau von Gräſereyen zu ſorgen, welche ſich ſehr wohl mit dem Getreidebau und den übrigen Futtergewächſen in Roulemon ſetzen laſſen. Der Grundſatz, nach welchem nun dieſe Wirthſchaftsmethode beurtheilt werden muß, iſt der: Es müſſen ſo viel Futtergewächſe erbauet werden, als nöthig ſind, um die ganze Feldung in 3jährigen Dung zu

ſetzen und die Kornfrüchte müſſen ſo mit Futter- und Handelsgewächſen wechſeln, daß die in ihrer Natur oder Behandlung am meiſten von einander abweichenden Pflanzen einander folgen. Hauptſächlich iſt darauf zu ſehen, daß wenn eine Frucht den Boden verunreinigt oder ausſaugt, eine andre folgt, die den Boden verbeſſert und reinigt.

Weg. Der, der Fahrweg, der Fußweg oder Fußſteig. Letzterer darf nie mit Rädern befahren werden, ſelbſt Schiebekarren und Reiter müſſen davon abgehalten werden. Ueberhaupt ſind ſo wenig beſondere Fußwege wie möglich zu dulden, ſelbſt bey aus alter Gewohnheit hergebrachten Fußwegen ſollte ihre überwiegende Nützlichkeit von der Landesbehörde unterſucht werden, und keine Verjährung oder Obſervanz den Schaden verewigen, den ein Fußweg durch bebaute Felder verurſacht; dagegen ſollten neben den Fahrwegen reinliche und erhöhete Fußwege zur Bequemlichkeit der Fußgänger hinlaufen. Die Fahrwege ſind nun entweder Land- und Mercantilſtraßen oder Communications- oder Nebenwege, oder bloße Feldwege. Es iſt allezeit ein Fehler der Staatsverfaſſung, wenn die Errichtung und Unterhaltung der Landſtraßen den anſtoßenden Beſitzern der Feldungen obliegt; da ſie zur Bequemlichkeit des ganzen Landes und ſelbſt des Auslandes gereichen, ſo müſſen ſie durch einen Landesfond errichtet und durch die Abgaben der Reiſenden erhalten werden. Stein- oder gar Knippeldämme erwartet man nur in noch uncultivirten Ländern oder auf Nebenwegen; Landſtraßen müſſen allezeit aus Kunſt-Dämmen oder Chauſſeen beſtehen und mit Chauſſee-Wärtern, Wegebeſſerern und Wege-Aufſehern, welche ſich durch Autoritätszeichen unterſcheiden, beſetzt ſeyn, um die Reiſenden ſowohl zu befördern, als auch ſie in gehöriger Beobachtung zu halten, daß ſie ſich keiner Schuldigkeit entziehen. Wie ſchon erwähnt, muß an der Seite der Chauſſee ein allezeit trock-

ner Fußpfad erhalten werden, und für Reiter und Karren durch Abweiſer, Kreuze und ſtrenge Aufſicht geſichert ſeyn, dagegen muß aber auch die Chauſſee ſelbſt ſo ſtark gewölbt ſeyn, daß an ihrem Rande ein trockner Pfad für Schubkarren und Reiter zu finden. Communications- oder Nebenwege, welche nur vom nächſten Orte zur Chauſſee führen oder die Nachbarſchaft näher zuſammenbringen, wie auch Feldwege, ſind die Sache des Privatmanns. Die Landesbehörde hat bloß dahin zu ſehen, daß ſie nicht zur Ungebühr vermehrt werden, oder gar zu Schleifwegen dienen, um ſich den Zöllen- und Wegegeldern zu entziehen. Chauſſeen ſollen allezeit mit Alleen oder Baumreihen beſetzt ſeyn, theils zum Nutzen, theils zur Beluſtigung der Reiſenden. Daher hier neben den Obſtbäumen, derer Gewinn den Wärtern in Pacht oder als Sold gegeben werden kann, die lombardiſche Pappel vor allen den Vorzug verdient, nicht allein ihres prächtigen und ſchnellen Wuchſes wegen, ſondern auch, weil ihres geringen Schattens wegen die Straße bey naſſer Witterung gehörig abtrocknen kann. — Ob Neben- und Feldwege mit Bäumen zu beſetzen ſind, iſt nur mit großer Ueberlegung anzurathen. In reichem Boden, wo die Wege ſchmal und oft ſchlecht ſind, ſind durchaus keine Bäume an der Seite derſelben anzubringen, es müßte denn ſeyn, um als Warnungszeichen an Brücken und Abgründen zu dienen. Wo der Boden mittler Art iſt, da iſt darauf zu ſehen, ob der Abſatz des Obſtes leicht und vortheilhaft, oder ob etwa der Holzmangel ſo groß ſey, daß Kopfholz reichen Gewinn geben kann, in leichtem Boden müſſen aber alle Wege mit Bäumen beſetzt ſeyn, denn, wenn man dieſen zum Ackerbau nutzen will, ſo kann man ihn nicht oft genug durch Baumpflanzungen unterbrechen, um den Boden zu befeſtigen und vor Winden zu ſchützen. Feld- und Nebenwege, welche gar zu böſe und unfahrbar ſind, zu verbeſſern, darüber läßt ſich im Allge-

meinen nichts ſagen; örtliche Gelegenheit muß entſcheiden, was man thun kann, und alle koſtbaren Verbeſſerungen müſſen vermieden werden.

Werkzeuge=Acker. Dieſe haben die Abſicht den Acker genugſam zu zertheilen und mürbe zu machen, die Unkräuter zu zerſtören und den Samen mit hinlänglicher Erde zu bedecken. Erreicht man dieſe Zwecke, ſo haben ſie ihre Abſicht erfüllt. Hierzu bedient man ſich des Pfluges, der Ege und Walze, es iſt aber leicht einzuſehen, daß bey dem verſchiedenartigen Boden die Bauart dieſer Inſtrumente ſehr verſchieden ſeyn müſſe. Die Nähe des Materials, die Leichtigkeit und Dauer der Conſtruction, Gewohnheit und dergleichen Local-Urſachen, haben dieſen Werkzeugen faſt in jeder Gegend eine abweichende Form gegeben. Lange beſchäftigte man ſich damit, darüber zu ſtreiten, welches das brauchbarſte ſey, man wollte durchaus ein Univerſal-Inſtrument haben; jetzt beſchäftigt man ſich nur zu ſehr, ſie ins unendliche zu vermehren. Wer vernünftige Gründe hat, das bisher gebrauchte zu verwerfen, überlege vorher reiflich, ob er etwas beſſeres an die Stelle zu ſetzen habe, und überſehe die Gewohnheit der Arbeiter, die Koſtbarkeit und mindere Dauer der neuen zuſammengeſetzteren Werkzeuge nicht. Das einfachſte Werkzeug zur Aufbrechung des Bodens iſt der Haken, Hakenpflug; ſein einfacher und dauerhafter Bau ſpricht für ihn; er wühlt, ſtatt daß der Pflug ſchneidet und umlegt. Hieraus kann man leicht erachten, daß er nur im milden nicht überflüſſig grasreichen, beſonders nicht queckigen Boden anwendbar ſey; in der Regel iſt er ohne Räder, daher gehört eine etwas kräftige Fauſt und ein Paar tüchtige Ochſen dazu, ihn zu regieren; aber ſeiner Einfachheit wegen läßt er ſich durch eine Wendung der Hand ſtellen und durch leichte Kunſtgriffe zu allerley Zweck anwenden, ſelbſt die Operationen des Cultivators und des Waſſerfurchenziehers verrichtet er ohne Mühe

und Koſten, wenn ihn eine geſchickte Hand leitet. In ſteinigtem Boden iſt faſt kein anderer Pflug brauchbar, ſein ſtarkes Schareiſen widerſteht lange dem Stoße verborgner Steine, und ein geſchickter Arbeiter kann ihn bis unter den auf der Oberfläche liegenden Stein führen, ohne ihn zu beſchädigen, dagegen der Pflug, in einiger Entfernung des Steins, einen Winkel unbearbeitet ſtehen läßt. In zähem Boden würde der Haken nur Schollen auswerfen, und hier muß man den Pflug gebrauchen. Für ſehr leichtes Land, welches am beſten bearbeitet iſt, wenn die Narbe ein wenig aufgeriſſen wird, ſind 3, 4 und mehr ſcharige Pflüge brauchbar, auch können örtliche Umſtände neuere Erfindungen brauchbar machen, oder auch Veranlaſſung zu neuen Erfindungen geben; Bilderbücher, die dem denkenden Wirth Ideen geben, dergleichen zum beabſichteten Zweck zu erfinden, giebt es genug. Die Ege, welche die Stelle des Rechens beym Ackerbau erſetzt, alſo das Land ebenen und klar machen, und den Samen mit Erde bedecken ſoll, iſt ebenfalls nach Beſchaffenheit des Ackers, in Anſehung der Schwere und Leichtigkeit, der Menge der Zähne u. m. verſchieden, insbeſondere aber haben einige eiſerne, nicht ſelten andere hölzerne Zähne; letztere werden von Schriftſtellern ganz verworfen, ob ſie gleich ſehr nutzbar ſind, vorausgeſetzt, daß der Boden milde und rein ſey. Um die Saat einzuſtreichen, ſollte wenigſtens allezeit der Acker ſo mürbe und rein ſeyn, daß man hierzu nur hölzerner Zähne bedürfe. Die Walze iſt leider nicht überall eingeführt. Sie iſt in gebirgigten Gegenden nie, in ſteinigten nur dann erſt anwendbar, wenn die Steine abgeleſen worden. Die Stachelwalze dient nur in zähem Boden, die Klöſe zu zertheilen, und mag wohl durch ſchwere Egen beſſer erſetzt werden; der Wendelblock iſt aber überall nützlich für aufgegangene Saat, den leichten Boden zu befeſtigen, nach aufgegangener Saat im Frühlinge, die vom Froſte aufgezogenen Wurzeln zu befeſtigen.

Wieſen ſind zur Winterfütterung des Viehes ſehr nöthig, und ſtehen nicht ſelten im höheren Preiſe als der Acker, nichts deſto weniger ſind ſie nur ein nothwendiges Uebel, ſo lange nicht überall die Wechſelwirthſchaft eingeführt werden kann. Alsdann ſind ſie nur da zu dulden, wo die Nachbarſchaft der Flüſſe oder andere unüberſteigliche Hinderniſſe es unmöglich machen, das Land auszutrocknen. Die Wechſelwirthſchaft aber macht den Acker zur Wieſe und dieſe zum Acker, und nichts bleibt der wilden Natur überlaſſen. Torfgründe ſind zum Wieſen- wie zum Ackerbau gleich ſchlecht und müſſen erſt ausgeſtochen werden, ehe die Unterlage zu dem einen oder andern brauchbar iſt. Ueberführung mit Sand und Lehm verbeſſert den Torf zum Anbau des Getreides und der Gräſereyen zwar einige Zeit, aber es iſt nicht von Dauer.

Wieſen ſollen eine ebene Fläche ausmachen, welche ſich in einerley Richtung neigt. Hügel und Maulwurfshaufen abgetragen, und die Wieſen, wenn irgend möglich, und man Ströme, Bäche und Quellen in ſeiner Gewalt hat, gewäſſert werden; doch ſtelle man ſich die Wieſenwäſſerung, da wo ſie Lokalität nicht befördert, nicht ſo leicht vor, als es in manchen Schriften gemacht wird, ziehe ſeinen Beutel bey Grabung von Wäſſerungskanälen fleißig zu Rathe, und lache den Nachbar nicht aus, der dieſe koſtbare Verbeſſerung unterläßt.

Naſſe Wieſen ſollten eigentlich nie behütet, und trockne Wieſen nie für beſtändig als Wieſe genutzt werden, alſo Wieſen eigentlich nie behütet werden; es iſt der Wieſe ſo ſchädlich als dem Viehe.

Natürliche Wieſen treiben ſehr viele verſchiedene Gewächsarten dichte bey einander, und gewähren dadurch den Vortheil, daß bald dieſe, bald jene Art den Vorzug gewinnt, je nachdem die Verhältniſſe der in der Luft enthaltenen Stoffe dem Wachsthum dieſer oder jener Pflanze zuträglich ſind.

Dagegen ſind künſtliche Wieſen, welche gewöhnlich nur mit einer Grasart angeblümt ſind, nicht ſelten dem Mißwachſe unterworfen, und man thäte wohl, in Miſchung der Futtergewächſe mehr der Natur zu folgen.

Wildbahn. Zum Wilde gehören alle diejenigen Thiere, welche man nicht mit dem Ackerbau in Verbindung zu ſetzen verſtand und daher ihrer Selbſterhaltung überließ. Einige davon ſind nun eine Leckerſpeiſe, und werden deshalb zu erhalten geſucht, andre ſind ihrer überwiegenden Schädlichkeit wegen der Vertilgung Preis gegeben, doch dieß gilt nur von kleineren Thieren. Das Vergnügen einer gefährlichen Jagd und die Einſicht, daß die Jagd der größern Raubthiere den gemeinen Mann vom Zwecke ſeines Daſeyns entfernten, machten deren Vertilgung beſonders dazu Berechtigten zur Pflicht. So entſtanden beſondre Jagdberechtigte. Man iſt es in der That ſchuldig, das genießbare Wild zu erhalten, aber ſie müſſen dem Ackerbauer nicht ſchädlich werden. Es iſt daher nothwendig, daß das Wild in beſondern Gehägen und Thiergärten erhalten werde, wie dieß mit großem Vortheile geſchehen könne, hat uns der Graf Mellin unterrichtet, aber dieſe Thiere in einem cultivirten Staate, zum Schaden der Ackerbauer umher laufen zu laſſen, iſt ein Ueberreſt der Uncultur der vorigen Zeiten und es iſt zu hoffen, daß es das Ende dieſes Jahrhunderts nicht erleben wird.

Winterfütterung für Rindvieh. Indem ich hier auf eine Fütterungsart des Rindviehes aufmerkſam mache, rede ich nicht zu den glücklichen Bewohnern fetter Gegenden, noch zu den Landwirthen, welche ihre Viehzucht aus reichgefüllter Börſe erhalten, um ihre magern Fluren dereinſt in üppig tragende Felder zu verwandeln; mein Rath iſt für die, welche bey drückender Armuth einem undankbaren Boden kärglichen Gewinn abnöthigen, während des Sommers ihr Vieh in den weit-

läuftigen Waldungen umher ziehen laſſen, im Winter aber in der größten Verlegenheit ſich befinden, daſſelbe vor dem Hungertode zu ſichern.

Solche Landwirthe ſind in Deutſchland nicht wenige, und mir deucht, dieſen unglücklichen Bewohnern unſers Vaterlandes Mittel an die Hand zu geben, ihren Zuſtand zu verbeſſern, iſt nöthiger, als wohlhabenden Wirthſchaften engliſchen Luxus und engliſchen Egoismus zu lehren.

Fichtenzweige mit Hafer oder Buchweitzen-Schrot angemengt und mit Salzwaſſer angefeuchtet, giebt eine ſehr gute Fütterung für das Rindvieh ſolcher Gegenden, man bedient ſich derſelben ſchon ſeit langer Zeit in Schweden.

Förſter und Holzliebhaber, werden nun wohl mächtig ihre Stimme gegen dieſen Vorſchlag erheben, aber erſtlich verlange ich nicht, daß man ohne Aufſicht dem Landmann erlaube, überall die Fichten auszuzweigen. Die buſchigten Vorhölzer, welche doch nur zu Brennholz nützen, werden Zweige genug liefern. Zweitens iſt es aber auch, meiner Meinung nach, viel wichtiger, das Wohlſeyn der Landeseingebornen, als den Handel mit Nutzholz fürs Ausland zu befördern, und letzteres muß erſterem billig nachſtehen.

Witterung. Die Geſchäfte des Landmanns hängen mehr, wie jede andre Beſchäftigung, von der Witterung ab, ſie erleichtert oder erſchwert die Bearbeitung, ſie befördert den Wachsthum der Pflanzen, ſie bringt Gedeihen oder Krankheit unter ſeinen Viehſtand.

Wie ſehr muß dieß den Landmann reitzen, wo nicht die Witterung zu leiten, doch ſie voraus beſtimmen zu können, um darnach ſeine Maßregeln nehmen zu können.

Von den älteſten Zeiten haben ſich denn auch Wettermacher und Wetterpropheten gefunden, welche aus einzelnen Anzeigen und Erfahrungen dreiſt genug waren, das Volk mit vorgegebenen Kenntniſſen zu täuſchen, und noch

bis auf den heutigen Tag, künden uns hundertjährige und Jahrskalender, mit dreiſter Stirne, die Witterung. Sogar die Wiſſenſchafts Akademie eines Königreichs, welches mit Recht darauf ſtolz iſt, die Aufklärung befördert zu haben, ſchämte ſich nicht, den lucrativen Gewinn dieſer Schamanenkunſt, nach einem einjährigen Verſuch, ehrlich gegen den Landmann zu Werke zu gehen, wieder hervorzuſuchen, und unter ihrer Autorität das Volk zu täuſchen, weil es den Wunſch hegt getäuſcht zu werden.

Witterung iſt die Folge der chemiſchen Miſchungen und Entmiſchungen der Stoffe, welche unſern Planeten bilden, dieſe Operationen werden ſowohl durch die Wirkungen der Sonne und der übrigen Planeten, welche unſre Sonne umkreiſen, bewirkt, als auch durch das, uns noch nicht bekannte Laboratorium im Innern der Erde, ja ſelbſt die organiſche Welt hat darauf Einfluß und vorzüglich die Veränderungen, welche Menſchen auf der Oberfläche der Erde vornehmen.

Der Einfluß der Sonne auf unſern Erdkörper iſt uns fühlbar genug, aber es iſt auch gar kein Unſinn, den Planeten und dem Monde einen Einfluß auf dieſelbe zuzuſchreiben. Nur die Frage bleibt übrig, kann dieſer Einfluß durch Regeln beſtimmt werden?

Hier könnte allein uns Erfahrung leiten. Und in der That haben verſchiedne ſich damit beſchäftigt, vollkommnere und unvollkommnere Beobachtungen aufzuzeichnen. Wir haben Werkzeuge erfunden, um die Temperatur der Luft zu meſſen (Thermometer), andre, um den Druck der Luft zu beſtimmen (Barometer), noch andre, um die Feuchtigkeit derſelben zu beſtimmen (Hygrometer). Dieß kann uns nun allerdings auf einige Reſultate leiten, ſo wie die empyriſchen Beobachtungen der Hirten und Landleute und die Empfindung eines reizbaren Nervenſyſtems, zuweilen Ahnungen der bevorſtehenden Witterung bewirken können.

Aber alles, was hierdurch ausgemittelt werden kann, beruhet doch auf dem Grundſatz: ähnliche Urſachen bringen ähnliche Wirkungen, und die Wahrheit dieſes Grundſatzes erweiſt ſelbſt die Unſicherheit der Witterungslehre. — Ich ſchweige von den ſtets dauernden Veränderungen, welche die organiſche Welt und die Lebenskraft, gerade der chemiſchen Operation entgegen, hervorbringt, und rede nur hier von dem Einfluß der chemiſchen Zerſetzungen und Verbindungen der lebloſen Natur. Wenn der vorhin aufgeſtellte Grundſatz richtig iſt, ſo muß auch der es ſeyn: daß die Production einer neuen Erſcheinung auch wiederum die Urſache einer neuen Wirkung ſey, welche ihren Einfluß in die Ewigkeit erſtreckt, und die in jeder Zeitſecunde erſcheinende Wirkung vermehrt in jeder Zeitſecunde die Folge der Urſachen: das Weltall alſo, ſinnlich in Zeit und Raum gedacht — wie wir das nur vermögend ſind — kann nie wieder ſo erſcheinen, wie es geweſen iſt, ſondern muß in ſteter Veränderung fortlaufen, daher ein gewiſſer Witterungszirkel nie angenommen werden kann, obgleich auch in einem gewiſſen Zeitlauf, die neu hinzu gekommne Urſachen ſo gering geweſen ſeyn können, daß wieder einige Aehnlichkeit erſcheint.

Geſetz: z. B. die Erde ſtände alle ſieben Jahr in ähnlichem Verhältniß mit den auf ſie Einfluß habenden Körpern, ſo würden die Veränderungen, welche ſie während ſieben Jahr gelitten, ein plus der Urſachen ausmachen, das vielleicht in dem erſten Kreiſe der Beobachtung unmerklich wäre, aber in jeder Kreisfolge immer merklicher, und endlich die Beobachtungen ganz unbrauchbar machen müßte.

Dieß findet ſich auch beſtätigt; wir haben Wirthe und beſonders Hirten, die die Witterung oft zum Bewundern richtig voraus ſagen, ſie lernten dieß von ihren Vätern, aber die Regeln der Väter treffen nicht mehr ganz zu, die Erde hat ſich ſehr verändert und, wie dieſe Wet-

terpropheten ſelbſt zu ſagen pflegen, ſie hat einen Ruck gekriegt.

Das Barometer oder ſogenannte Wetterglas, hängt faſt bey allen unſern Landwirthen im Fenſterrahm, ſo gut oder ſo ſchlecht es der kleine Savoyarde verfertigt, der es ihm ins Haus getragen. Aber um dieß Inſtrument als Wetterverkündiger zu gebrauchen, müſſen ſo viel Regeln beobachtet werden, daß dazu der praktiſche Landwirth unmöglich Zeit hat, und es gewöhnlich mit dem Titel des Lügenpropheten beehrt.

Landleute, welche mehr Muße haben, als Prediger u. d. gl. ſollten mehr aufgemuntert werden, ſich mit Beobachtungen der Witterungsinſtrumente zu beſchäftigen.

Bis jetzt thut der Landmann wohl, nie eine günſtige Witterung in Hoffnung einer beſſern zu verabſäumen, und gegen ſchlechte, die ſich ihm anzudeuten ſcheint, ſeine Maßregeln zu nehmen, ſo gut er vermag. Aber feſt überzeuge er ſich davon, daß kein Menſch vermögend ſey, auf Jahre die Witterung im Voraus zu ſagen.

Wörterbuch. Wir haben der landwirthſchaftlichen Wörterbücher ſo viele, deſſen ungeachtet erfüllen alle nicht ihren Zweck. Die Wiſſenſchaft der Landwirthſchaft ſelbſt, iſt von ſo ausgebreitetem Umfange, ſteht mit ſo vielen andern Wiſſenſchaften in Verbindung, daß ein Lexicon, welches einen vollſtändigen Unterricht derſelben enthalten ſoll, auszuführen unmöglich iſt. Die Verſuche dazu haben eine ſo corpulente Anzahl Bände hervorgebracht, daß ſie nicht für die Bibliothek eines Privatmannes geeignet ſind, da ſie überdieß, in dem Augenblicke ihrer Erſcheinung, wegen der immer weiter ſich vervollkommnenden Wiſſenſchaft, unvollſtändig werden. Handwörterbücher ſollen dem Landmann, der dieſe koſtbaren Werke ſich nicht anſchaffen kann, Erſatz ſeyn, und nur die nothwendigſten Gegenſtände enthalten.

Aber was ſucht denn der Landmann in einem Wörterbuche? — Doch wohl deutliche Begriffe und Nachweiſungen der Sachen und Wörter, welche ihm vorkommen können und die er nicht verſteht, oder deren deutliche Erinnerung ihm entſchwunden iſt? am allerwenigſten wird er alſo die Gegenſtände darin ſuchen, welche ihm täglich vorkommen und ohne deren Kenntniß er nicht Ackerwirth ſeyn kann. Der Artikel Pflug, Wagen, Ochſe, Pferd ꝛc. bleibt vielleicht auf immer von ihm ungeleſen, hingegen wird er mit Unzufriedenheit das Wörterbuch aus der Hand werfen, wenn er ein ihm unbekanntes Wort darin erklärt wiſſen will, und darin keine Auskunft findet. Er will den Schriftſteller eines ihm bis jetzt unbekannten Oekonomiezweiges verſtehen, er will den Landwirth, der im Dialekt ſeiner Provinz ſeine Erfahrungen bekannt macht, beurtheilen, er will ſeine Erfahrungen in allgemein verſtändlicher Sprache bekannt machen, und verſteht nur die Terminologie ſeines Vaterlandes — nun nimmt er ſeine Zuflucht zum Hauslexico, aber gerade dieß verläßt ihn da und beläſtigt ihn mit Dingen, die er ſchon lange gewußt hat und die er dort nicht ſucht. Er will ſich z. B. aller bey der Pferdezucht vorkommenden Dinge und Worte erinnern und muß deshalb das ganze Wörterbuch durchlaufen, immer noch in der Gefahr etwas zu überſehen und mit der Mühe, dieſe abgerißnen Brocken in ſeinem Gedächtniſſe zu ordnen. Kurz, dergleichen Wörterbücher nutzen nur dem Verleger, wenn ſie zufällig guten Abgang haben.

Ein brauchbares Handwörterbuch muß ſich lediglich darauf beſchränken, von allen vorkommenden Gegenſtänden deutliche Begriffe zu geben, die Synonima anzugeben, und um alle Wiederholungen und Zerreiſſungen zu vermeiden, alles unter gewiſſe Hauptwörter aufführen, deren Inhalt durch ein ſehr vollſtändiges Regiſter, in welchem, ſo viel als menſchlichen Kräften möglich, durchaus

gar kein Wort fehlen darf, erläutert und vervollſtändigt werden. Ich überzeuge mich, daß ein ſolches Werk in zwey ſehr mäßigen Bänden geliefert werden kann, und entſchließe mich vielleicht einmal ſelbſt ein ſolches Werk zu liefern.

Wohngebäude. Nichts macht vielleicht dem denkenden Landwirth, der ſich über die Bedürfniſſe des Bauern erhebt, mehr Sorge, als die Anlage der ländlichen Wohngebäude. Der Landmann, welcher auf Wohlhabenheit Anſpruch macht, den Genuß der Bequemlichkeit ſchätzt, ja vielleicht nur um deswillen dem Landleben den Vorzug gegeben, um ſeines Lebens deſto froher zu genießen, will gewiß auch angenehm und bequem wohnen, aber er muß doch auch die Folge dabey bedenken. Allezeit iſt das Wohngebäude ein Kapital, welches ſich nicht verzinſet, und durch jährliche Reparaturen mehr oder minder koſtet, je nachdem die Materialien dazu dauerhafter oder vergänglicher genommen, je nachdem die Anlage größer oder kleiner genommen iſt.

Bey Landgebäuden größerer Gutsbeſitzer iſt allezeit vorauszuſehen, daß einmal eine Zeit kommen wird, da daſſelbe unbewohnt ſtehen wird, indem der Beruf des Beſitzers ihm eine andre Laufbahn vorſchreibt. Wie leicht aber ein unbewohntes Haus verfällt und in kurzer Zeit faſt ganz unbrauchbar wird, weiß jeder, der dergleichen Gebäude geſehen hat.

Jedes Wohngebäude iſt eine Laſt des Guts, welche man ſich ſo viel als mit den übrigen Zwecken ſich vereinigen läßt, erleichtern muß.

Es verdient auch Aufmerkſamkeit, daß die Bequemlichkeiten eines Gutsbeſitzers ſehr verſchieden ſind, nicht nur bey verſchiedenen Individuen, ſondern in der Folge der Jahre bey einem und demſelben Mann.

Der junge vermählte Gutsbeſitzer ſieht ſeine Familie heran wachſen, die Kinderſtube, welche ſich an dem

Zimmer der Gemahlin anſchließt, iſt nicht mehr hinlänglich; die ältern Kinder müſſen von dem Säugling, die Geſchlechter von einander getrennt werden. Hofmeiſter und Gouvernante bedürfen ihre Zimmer. Eine erwachſene Tochter verlangt ihre eigne Bequemlichkeiten. In einem großen Hauſe hat der Hausvater Schwierigkeiten, jedem ſeine Stelle anzuweiſen und ſeine Familie ſchicklich zu vereinigen und zu trennen. Die erwachſenen Töchter ziehen Beſuche ins Haus, die der gaſtfreie Landwirth ohne dieß gern ſieht, und die ihm jetzt aufzunehmen Pflicht iſt. Eine Reihe Gaſtzimmer müſſen zur freundlichen Aufnahme bereit ſeyn. Auf einmal ändert ſich die Szene. Die Töchter werden verheirathet, die Söhne verlaſſen das väterliche Haus, Hofmeiſter und Gouvernante werden abgeſchafft; nur die nächſten Nachbarn beſuchen den Freund auf einige Stunden und kehren zur Nacht zu ihren Geſchäften und in ihr eignes Bette zurück. Verödet ſteht nun das zimmerreiche Schloß da, und der Wind heult durch die zerbrochnen Fenſter.

Soll man maſſiv bauen? es iſt koſtbar aber dauerhaft, doch verfällt es auch, oft nur zu ſchnell, und vermehrt die Koſten. Wer kennt die Bedürfniſſe des Nachfolgers, welche die veränderten Sitten und Zeiten ändern. Der Enkel läßt die der Ewigkeit trotzende Felsburg unbewohnt, und ſchilt, daß er mit der läſtigen Steinmaſſe nichts anzufangen weiß. Indeß er vielleicht bis auf den heutigen Tag das Kapital, welches dieſes Schloß gekoſtet, verzinſen muß, niſtet er in den hochgewölbten Sälen ein Paar Scheidewände ein, um Feuerung zu erſparen.

Wie vielfältig ſind die Wünſche der Bewohner! Dieſer möchte ſeine ganze Familie, in der weiteſten Ausdehnung des Worts, recht nahe um ſich verſammeln, lieber duldet er den Lärm und Geruch, den Knechte und Geſinde verurſachen, als daß er ſie aus ſeinen mißtrauiſchen Augen

entfernen ſollte, jener trennt ſeine Gemahlin und ſeine Kinder von ſich durch eine Reihe Prunkzimmer.

Ich habe viel Landhäuſer erbauen ſehen, doch ſelten habe ich den Tod des Beſitzers erlebt, daß er nicht ſchon mit ſeinem eignen Gebäude ſollte unzufrieden geweſen ſeyn. Von 10 zu 10 Jahren ſagt man ſich: ja baute ich heute, ſo wollte ich ganz anders bauen. Was wird denn nun der Nachfolger alles zu tadeln wiſſen, da wir ſelbſt nicht damit zufrieden ſind?

Alſo beſſer ein leichtes, wenig koſtendes Gebäude, welches jeder mit leichter Mühe nach ſeiner Bequemlichkeit einrichten kann, vielleicht am beſten eine Gruppe kleiner Gebäude, welche man bey ſtarker Familie, bey großen Raum erfordernden Bequemlichkeiten, mit einander verbinden und bey beſchränkteren Bedürfniſſen, trennen kann, um ſie zu andern Zwecken zu benutzen und dadurch die Bau- und Unterhaltungskoſten zu gewinnen.

Die großen Häuſermaſſen ſind von ſtädtiſchen Baumeiſtern, nach der Copie der Stadthäuſer, hingeworfen, und der Contraſt, den ſie mit den nebenſtehenden Bauerhäuſern machen, zeigt, daß ihre Bewohner keinen Sinn für ländlichen Lebensgenuß haben.

Ich habe einen reichen Gutsbeſitzer gekannt, der im Beſitze eines ſchönen Wohnhauſes war, der aber darin, bey ſeiner ſtarken Familie, und bey den Bequemlichkeiten, an die er gewöhnt war, kaum Platz für ſich, ſeine Gemahlin und Kinder darin fand, noch weniger alſo für die Bewirthung und für die Bequemlichkeit ſeiner Gäſte. Vergrößerung war nothwendig, indeß ſah er wohl ein, daß dieſe ſeinem Nachfolger läſtig werden würde, da er gar nicht Luſt hatte, um der Menge ſeiner Kinder willen, ſeinen Aufwand zu beſchränken. Er baute lange in Gedanken, ehe er ſich zu etwas entſchließen konnte, endlich gab ihm nicht der beſte Zufall die Idee dazu, welche er meiſterhaft ausführte. Er legte nämlich den hart an ſei-

nem Hofe gränzenden Bauerhof, den nur eine hohe Steinmauer trennte, an, und dieſen beſchloß er zum Empfange ſeiner Gäſte einzurichten. Eine Colonade führte vom Herrnhauſe bis an ein durch die Mauer gebrochnes Portal, durch welches man in einen Vorſaal trat, der zu einigen ſehr niedlichen Zimmern führte, von da kam man durch eine Gallerie in drey große ſehr hohe Säle, deren einer ein Geſellſchafts-, der andre der Speiſe- und der dritte ein Tanzſaal war. Die Küche befand ſich gleich hinter dem Saal unter der Erde. Aus den Sälen führte ein bedeckter Gang zu einem langen Gebäude, in welchem zu beyden Seiten Zimmer für die Gäſte waren, welche ihre Bedienung in den Dachſtuben fanden. Kam man, ohne auf den Herrnhof zu kommen, in den Hofraum dieſer Anlage, ſo glaubte man, eine reinliche Bauerwohnung mit Ställen und Scheunen zu ſehen; die Geſellſchafts-Zimmer und die Säle waren ſogar mit Stroh gedeckt; man findet dergleichen Tändeleyen oft in neuern Gartenanlagen, aber dieſe hatte den Vorzug, das wirklich zu ſeyn, was ſie ſchien. Der beſchränktere Nachfolger verſchob einige Wände und ſetzte einen Herd in der Mitte der Geſellſchafts-Zimmer, um ein ſehr bequemes Bauerhaus daraus zu machen; die Gallerie ward zum Stalle, die drey großen Säle brauchten nur ihre prächtige Bekleidung zu verlieren, um ſich in Tenne und Taß zu verwandeln; ohne Schorſtein und Herd ward die Küche ein Gartenkeller, der bedeckte Gang ein Torfſchuppen, die Zimmer der Gäſte wurden Wohnungen arbeitſamer Familien, einem friedlichen Nachbar ward das zum Dominio gezogne Ackerwerk wieder eingeräumt und mit wenigen Koſten klang dort wieder der Dreſchflegel, wo kurz vorher die Gläſer des Prunkgelages klangen.

Zeilenwirthſchaft. Der Gartenbau belehrte uns, daß man ein Samenkorn tauſendfältig vermehren kann, indeß man beym Ackerbau mehrerer Ge-

genden mit dem vierten Korn zufrieden iſt. Sollte ein ſo wichtiger Unterſchied den Landwirth nicht aufmerkſam machen? Wirklich ſuchte Locatelli, ein Kärnthner, durch den Säepflug die Ausſäung des Getreides der Pflanzmethode näher zu bringen, und erhöhete dadurch den Ertrag aufs 60fältige. Deſſen ungeachtet fand die Methode unüberſteigliche Hinderniſſe. Dü Hamel in Frankreich, Tull und andre Engländer nahmen die Erfindung wieder auf, aber noch immer wollte dieſe Methode keinen rechten Fortgang haben. In ganz neuern Zeiten wird uns dieſe Bebauung über England wieder unter dem Namen der Drillwirthſchaft bekannt gemacht. Sie ſetzt aber immer eine vollkommne Säemaſchine voraus, die bisher nicht erfunden iſt, auch nur für einen ganz ebnen Boden erfunden werden kann. Im kleinen dieſe Methode zu verſuchen und zu vervollkommnen liegt aber nicht aus dem Geſchäftskreiſe des Landwirths.

Ueberhaupt handeln große und reiche Gutsbeſitzer ſehr zweckmäßig, wenn ſie ſich kleine Probegüter ausſondern, um hier Vorſchläge praktiſch zu prüfen, welchen ſie in der Theorie ihren Beyfall ſchenken. Hier würde ich dem Landwirthe auch rathen, ſich zuweilen ſelbſt in den mechaniſchen Fertigkeiten ſeiner Kunſt zu üben, denn hat er dieſe nicht, ſo wird er bey den zweckmäßigſten Einrichtungen neuer Inſtrumente, bey dem ans Alte gewöhnten Geſinde doch immer Hinderniſſe finden, die oft leicht genug zu heben ſind, wenn er ihnen in der Manipulation vorangehen kann.

Von ganz beſonderm Nutzen würden dergleichen ausgeſonderte Güterchen da ſeyn, wo ſich noch wüſte Länder finden, die ohne Geldaufwand in Ewigkeit nicht in Ordnung gebracht werden können, und unbedingt mit Bauern beſetzt, die Hungerleider nur vermehren. Aber wie ganz anders würde es ſeyn, wenn man ein ſol-

ches Probegütchen, durch Geld und Fleiß in tragbaren Stand geſetzt, einem verdienten Knecht zum Eigenthume übergäbe, und welche Aufmunterung für getreues und arbeitſames Geſinde!

Ziege. Die Natur hat ihr die Höhe zur Weide angewieſen; aber ihre leichte Erhaltung mit dürftigen Gräſern und Laubſproſſen, und die Ergiebigkeit ihrer Milch, führte ſie auf die Ebne hinab, und machte ſie zum Lieblinge des gemeinen Mannes. Der dürftigſte Tagelöhner beſaß eine Ziege, und in ihr einen Schatz, der ihm eine erquickende Nahrung gab. Plötzlich ergriff die Regierungen die nicht ungegründete Angſt vor Holzmangel; man verſchloß die Wälder der Hütung, und um das Uebel bey der Wurzel zu faſſen, verbot man das Halten der Ziegen, dieſer ſchädlichen Baummörder, auf der Ebne gänzlich. — Der arme Tagelöhner! Das Holz, das er bisher als res omnis angeſehen, ward ihm nun mit karger Hand gereicht, ſeine milchreiche Ziege ihm genommen, durch den Genuß des Koffes die Milchconſumtion vermehrt; da der Milchgewinn durch den Abgang der Ziegen ſich verminderte, Butter und Käſe theuer, und welchen Erſatz hat er für dieſe Opfer, welche er dem Staate brachte?

Bayerische Staatsbibliothek München

Regiſter zum dritten Bande.

	S.		S.
Aas	1. 3	Almoſenamt	22
Abbauen	1	Almoſenkaſſe	22
Abbreviatur	2	Altertheil	19
Abdecker	1. 3	Altertheilsſitzer	19
Aberglaube	3	Altſitzer	19
Abfall	5	Anatomie	20
Abgaben	5	Anger	20
Abgang	5	Anſchlag	20
Abgruſen	5	Arbeiter	21
Abſchätzen	29	Arbeitshaus	22
Acciſe	6	Arena	95
Accord	7	Argilla	115
Accordiren	7	Arm	21
Acker	7. 69	Arme, verſchämte,	22
Ackerarbeit	8	Armenanſtalt	22
Ackerbau	8. 73	Armenhaus	22
Ackerbauwiſſenſchaft	11	Armuth	21
Ackerbeete	10	Aſche	23
Ackerbeſtellung	11	Aſſekuranz	23
Ackerdienſte	11	Auszug	19
Ackereintheilung	11	Bach	124
Ackererdarten	13	Barometer	148
Ackererde	14. 35	Bau	24
Ackerfarbe	46	Bauer 19. 26. 32. 48. 57.	99
Ackergut	15	Baueracker	8
Ackerkrume	13	Bauergut 15.	71
Ackerprinzip	16	Baukunſt, ländliche,	24
Ackerſohle	13. 43	Baukunſt, landwirthſchaftliche,	24
Ackerſtadt	70	Baum 27.	83
Ackerſyſtem	15	Bauſtelle	24
Ackervieh	16	Bettel	22
Ackerwerkzeug	17	Betteley	22
Aderlaſſen	18	Bettler	22
Adminiſtration	18	Blume	28
Adminiſtrator	18	Blumiſt	29
Aehrenleſen	18	Boden 43.	69
Aequations-Tabelle	78	Bodenſtück	47
Aha	124	Boniteur	29
Alaunerde	115	Bonitiren	29
Almoſen	22. 24	Bonitirung	29

Botanik	S. 29	Dünger	34. 38. 66. 130
Brandſtellen	65	Dungerde	S. 38
Brandverſicherungsanſtalt	23	Dunſtröhren	38
Braunkohlenaſche	23	Dungſalz	41
Brod	30	Dunſtſchorſteine	38
Bruch	31	Ege	142
Brücke	31	Ei	45
Brühfutter	32	Eiche	83
Buchhaltung	32	Eiertafel	45
Buchweizen	34	Eigenthum	41
Büffel	136	Elemente	4. 105
Calx	65	Enten	49
Chauſſé	140	Erbſen	67
Chemie	34	Erde 42, gemeine 35, todte	43
Cofent	35	Erfahrung	43. 99. 101
Coffea	68	Fabrikengewächſe	57
Coloniſt	35	Fahrweg	139
Conſumtionsacciſe	6	Fangeiſen	64
Dachung	108	Farbe	46
Dammerde	14. 35	Farbe der Erde	14
Darre	36	Faſchinen	47
Darrhürden.	36	Faß	47
Dauben	47	Federbetten	150
Deputat	36	Federn	47
Dienſte	37	Federviehzucht	48
Dorf	37	Feld	69
Dorfanger	20	Feldbau	8. 73
Dorfkaſſe	37	Feldflüchter	50
Dorfordnung	37	Feldmaus	119
Dorfrichter	37	Ferſe	135
Dorfſchöppe	37	Fichtenzweige	145
Dorfſchulze	37	Fiſch	50
Dreeſch	37	Fiſcherei	51
Dreeſchland	37	Fiſchzucht	51
Dreifelderwirthſchaft	11	Flachsdarre	36
Dreſch	12	Fleiſch	53
Dreſchacker	12	Flußfiſcherei	50
Dreſchmaſchine	38	Freiacker	8
Drill	38	Froſtverſicherungsanſtalt	23
Drillaparat	38	Fruchtbarkeit	15. 54
Drillkaſten	38	Fruchtbau	73
Drillpflug	38	Fruchtwechſel	15
Drillwirthſchaft	38	Fuchs	116

Füllen S. 131
Fußſteig 139
Fußweg 139
Futterkräuter 56
Gaben 5
Gülle 39
Gänſe 50
Garten 56
Gartenbau 74
Gartenerde 35
Gemeindeanger 20
Geſinde 21. 61
Getreidebau 73
Gewächskunde 29
Gewicht 77
Graben 124
Graspferde 133
Gruſig 5. 6
Gutsbeſitzer 33
Gutsbewirthſchaftung 18
Gyps 66
Hagelverſicherungsanſtalt 23
Haken 141
Hakenpflug 141
Hamſter 116
Handel 56
Handelsgewächſe 57
Handelskräuter 60
Handwerker 21
Handwerkszeug 61
Hausarme 22
Hausmaus 118
Hausmutter 62
Hausvater 61
Hecken, lebendige 122
Heidekorn 34
Heuſchrecken 119
Heuſchreckenverſicherungsanſtalt 23
Holzaſche 23
Hopfenbau 60
Hühner 49
Humus 14
Jägerei 63
Jagd S. 63
Jagdrecht 64
Imprägnation 41
Inſekten 64
Inſektenfraß-Verſicherungsanſt. 23
Jungfernerde 43
Käſe 136
Kalb 135
Kalbe 135
Kalk 65
—, gebrannter, lebendiger 66
Kalkbrennerei 66
Kartoffel 66
Kieſelerde 97
Knochen 67
Kochkunſt 114
Koffe 68
Koppelwirthſchaft 12. 69
Kreide 66
Krume 43
Kühe 129
Kunſtprodukte 81
Kunſtſprache der Jäger 63
Land 69
Landbau 8
Landgut 15. 70
Landmann 71
Landſtraße 139
Landwirth 38. 72
Landwirthſchaft 72. 99
Laubbeet 77
Lauberde 77
Lehm 77
Lehmacker 8
Leinbau 58
Luder 1
Lungenader 18
Maaß 77
Märgel 65
Malzdarre 36
Maſchinen 78
Maſtochſen 131
Maſtſchweine 131

Mauer	S. 125	Rübſen	S. 60
Maulthiere	128	Saatſchule	89
Maus	118	Sand	95
Mergel	65	Sandacker	8
Miſt	39	Sauerſtellen	65
Mißwachsverſicherungsanſtalt	23	Schäferey	130. 136
Mörtel	66	Schäfereygüter	136
Moorerde	35	Schätzen	29
Münze	77	Schaf	97
Nahrungsacciſe	6	Schafpferch	97
Naturalien	80	Scheidekunſt	34
Naturprodukte	80	Schindanger	1
Nebenwege	139	Schindgrube	1
Neſſel	120	Schlagwirthſchaft	12
Netz	53	Schriftſteller	98
Netzſtricker	53	Schwein	32
Nutzvieh	16. 130	Schweinezucht	136
Obſtbäume	28	Sommeracker	8
Obſtbau	81	Stärken	135
Obſtdarre	36	Stallfütterung	20. 126
Ochſen	128	Stauberde	13. 14
Oelpflanzen	57. 60	Steinkohlenaſche	23
Pachtacker	8	Steuern	5
Pferde	128. 131	Stoffe	4. 105
Pferdefutter	34	Straßenbettler	22
Pferdehandel	131	Streu	39
Pferdezucht	131	Stroh	107
Pflanzen	94	Strohdach	108
Pflanzenbau	73	Taback	59
Pflug	142	Tabelle, Verſicherungs=,	78
Polygonum fagopyrum	34	Tagelöhner	21. 59
Predigeracker	8	Tauben	50
Probegüter	155	Tariren	29
Queckenwurzeln	31	Technologie	112
Raps	60	Terra ſilicea	97
Raubvogel	116	Thon	115
Raupen	117	Thonacker	8
Rechtſchreibung	94	Torfaſche	23
Reißbündel	47	Torfgrund	31
Rindvieh	134. 144	Truthühner	49
Ritteracker	8	Tuff	66
Rohr	111	Ungeziefer	115
Roogenſtein	66	Unkraut	120

Unthiere S. 115
Verbeſſerungen 121
Verhägungen 122
Verſicherungsänſtalt 23
Vieh, verrecktes, 1
Viehdünger 9
Viehfutter 107
Viehſterben-Verſicherungsanſt. 23
Viehzucht 126
Vogelfang 64
Volksunterricht 100
Waarenkunde 113
Wäſſerung 143
Wald 137
Waldbäume 27
Waldbau 75
Walze 142
Waſſerſchad. Verſicher. Anſtalt 23
Wechſelwirthſchaft 12. 138
Weg S. 88. 139
Weidmann 63
Wendelblock 142
Werkzeuge 141
Wieſen 143
Wieſenbau 74
Wildbahn 144
Winteracker 8
Winterfütterung 144
Witterung 145
Wörterbuch 148
Wohngebäude 150
Zaun 125
Zeilenwirthſchaft 38. 154
Zergliederungskunſt 20
Zertheilung der Ländereyen 2. 19
Ziege 155
Zuchthaus 22
Zugvieh 128

Verbeſſerungen:

S. 46.	Z. 3.	ſt. Alle l. Alte.
= 46.	= 5.	l. nach welcher ſie.
= 48.	= 11.	ſt. Ackergetreides l. Aftergetreides.
= 58.	= 3.	ſt. Gewächs l. Fabrik.
= 66.	= 3.	ſt. Torf l. Tuff.
= 84.	= 10.	v. u. ſt. gerade l. gerathe.
= 84.	= 2.	v. u. gleichwohl add. gern.
= 84.	= 2.	v. u. will del. gern.
= 89.	= 12.	ſt. nordweſtlichen l. nordlichen.
= 111.	= 14.	ſt. Rohrs l. Strohes.
= 112.	= 11.	ſt. Kenntniß der l. Kenntniß, dieſe.
= 135.	= 2.	ſt. Werth l. Vorrath.
= —	= 18.	ſt. jetzt l. nicht.
= —	= 9.	v. u. ſt. jetzt l. nicht.
= 136.	= 17.	ſt. jetzt l. nicht.
= 137.	= 8.	ſt. der l. derſelbe
= 138.	= 5.	v. u. ſt. Roulemon l. Roulence.
= 139.	= 9.	v. u. ſt. Knippeldämme l. Knüppeldämme.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Touchy, Ferdinand Christian, 1736-1808

Oekonomisches Handlexikon

Bd.: 3

Leipzig 1804

Oecon. 1225-2/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297613-9